

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts versuchten deutschsprachige Autoren erstmals frei und selbstständig nur von ihrer schriftstellerischen Tätigkeit und den daraus resultierenden Verdiensten zu leben. Aus welchen Gründen heraus und mit welchem Selbstverständnis taten sie dies? Welche ökonomischen Voraussetzungen fanden diese sogenannten freien Schriftsteller in der literarischen Szene und vor allem am Buchmarkt? Und wie genau definierten sie dabei ihren Begriff vom »Schriftstellersein« und ihre konkreten Aufgaben gegenüber dem Publikum?

Die folgenden Ausführungen wollen diese Fragen am Beispiel des Essayisten und Popularphilosophen Christian Garve (1742-1798) verfolgen. Für die Zeitgenossen waren vor allem in den 1760er und 1770er Jahren Leipziger und Berliner Autoren wie Christian Garve oder Moses Mendelssohn, Georg Forster oder Friedrich Nicolai, Johann Jacob Engel oder Johann Erich Biester, sowohl philosophische wie auch schriftstellerische Vorbilder. Ihre Philosophierichtung und ihre Schreibart – kondensiert in Zeitschriften wie dem »Philosoph für die Welt« – wurden als Popularphilosophie bezeichnet, d. h. in essayistisch-reflektierender Schreibweise nahmen diese Autoren ihre Themen direkt aus der konkreten Lebenswelt und deren Problemlagen auf, um sie dann mit Blick auf ein interessiertes Publikum in einer klaren, verständlichen (»popularen«) sowie präzisen Sprache darzustellen und kritisch zu analysieren. Ziel und »Nutzen« dieser Schriften war, eine sich im Prozess der fortschreitenden Vervollkommnung befindende Gesellschaft in diesem Prozess der moralischen Verbesserung, der geistigen Bildung und ökonomischem Fortschritt zu unterstützen und zu befördern.<sup>271</sup>

Typisch für diese Schriftsteller waren hierbei die »kleine Formen« des Schreibens: Essays, Aufsätze, Rezensionen, Kommentare in Zeitschriften

\* *Meiner Mutter zum 81. Geburtstag gewidmet.*

---

<sup>271</sup> Leonie Koch-Schwarzer: Populäre Moralphilosophie und Volkskunde. Christian Garve (1742-1798). Reflexionen zur Fachgeschichte. Marburg 1998, S. 109-124 (= Schriften der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 77). Garves Werk jetzt in der Ausgabe: *Christian Garve*. Gesammelte Werke. Hrsg. v. Kurt Wölfel. Bd. 1 ff, Hildesheim/Zürich/New York 1985 ff.

oder auch kleinere Einzelpublikationen. Ihre schriftstellerischen Werke bestanden so nicht aus einer oder mehreren großen Monographien, sondern es waren – schon von den Publikations-»Orten« her betrachtet – breit gestreute Fragmente, die später (wie etwa in Christian Garves Fall) publiziert wurden als »Vermischte Aufsätze« oder »Gesammelte Schriften«.<sup>272</sup>

In Garves Schriftstellerei lassen sich ganz grob vier zeitliche wie inhaltliche Phasen unterscheiden: Auf die erste Phase mit anthropologisch-erfahrungsseelenkundlichen Themen folgt als zweites eine stark ästhetisch-literaturkritisch-sprachphilosophische Ausrichtung. Eine dritte Phase wird dominiert von Übersetzungen und Auseinandersetzungen mit moralphilosophischen Werken antiker und moderner Autoren, während Garve in der vierten Phase Themen aus den sozioökonomischen Diskursen seiner Zeit aufgriff. Inhaltlich lösen sich diese vier Themenbereiche im Laufe seiner Autorschaft nicht vollständig inhaltlich gegeneinander ab, vielmehr überschneiden sich die genannten Themenbereiche auch temporär in vielfacher Weise, frühe Themen verlieren sich im Spätwerk nicht. Dieses Beibehalten bestimmter Themen und Gedankengänge wird sich auch hier in den Ausführungen zu Garves Selbstverständnis als Schriftsteller noch zeigen.<sup>273</sup>

In allen vier Phasen zeigt sich, dass Garve seine Themen nicht allein aus den je aktuellen intellektuellen Trends der Aufklärung generiert, sondern dass seine schriftstellerischen Schwerpunkte immer eng verzahnt sind mit seiner jeweiligen Lebenswelt, d. h. mit der Spezifik der sozialen Milieus wie auch der Intensität seiner jeweiligen soziokulturellen Einbindung. Dieses schriftstellerische Agieren und Reagieren mit den sozialen und thematischen Konstellationen seiner Umwelt, also mit dem, was seine »Welt« aktuell beschäftigt, ist zudem paradigmatisch für die Popularphilosophie: Neben der klaren, allgemeinverständlichen Sprache forderte diese von ihrem theoretischen Ansatz her eine erfahrungsorientierte Weltzugewandtheit – eine Popularität der Themen und Inhalte.<sup>274</sup>

<sup>272</sup> Vgl. *Kurt Wölfel*: Vorrede. Über das essayistische Werk Christian Garves. In: Garve, Gesammelte Werke, wie Anm. 1, hier 1. Abt., Bd. 1, S. I-XXX. Ders., Vorrede. Über Garves selbstständig erschienene Schriften. In: Ebd., 2. Abt., Bd. 6, S. I-XXXV. Ders.: Vorrede. Zu Garves Übersetzungen. In: Ebd., 3. Abt. Bd. 9, S. I-XLIX.

<sup>273</sup> Koch-Schwarzer, wie Anm. 1, hier S. 55-97.

<sup>274</sup> Koch-Schwarzer, wie Anm. 1, hier S. 303-335. *Claus Altmayer*: Aufklärung als Popularphilosophie. Bürgerliches Individuum und Öffentlichkeit bei Christian Garve. St. Ingbert 1992, hier S. 24-28 (=Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft, 36); *Zwi Batscha*: Christian Garves politische Philosophie. In: Ders.: „Despotismus von jeder Art reizt zur Widersetzlichkeit“. Die Französische Revolution in der deutschen Popularphilosophie. Frankfurt a.M. 1989, S. 13-56, hier S. 14 ff; vgl. auch *Rudolf Vierhaus*: Moses Mendels-

Mit seiner Weltzugewandtheit, mit seinen für das Publikum jeweils interessanten Themen und mit den kleinen Formen des verständlichen Schreibens etablierte Christian Garve sich Ende der 1760er Jahre rasch am Buchmarkt als anerkannter Autor. Die folgenden Ausführungen sollen mit einer Darstellung der ökonomischen Rahmenbedingungen von Garves Schriftstellerei beginnen und anschließend mit einer Analyse seiner Selbstaussagen zum Thema Schriftstellerei eine Annäherung an das Selbstbewusstsein und die Schreiberfahrungen dieses spätaufklärerischen Autors als einem der ersten freien Schriftsteller jener Zeit versuchen.

Mit dieser Perspektive stehen folglich nicht die ästhetisch-literarischen Qualitäten seiner Schriften zur Debatte<sup>275</sup>, sondern der Zugriff auf die individuellen Erfahrungen dieses Autors, seine Wahrnehmungen von und Umgangsweisen mit dem zeitgenössischen Zeitschriften- und Buchmarkt, seine Selbstdefinition als Autor und seine persönlichen Ansichten über die Verantwortung eines Schriftstellers gegenüber dem Publikum, seine Selbstwahrnehmung, seine Hoffnungen und Ängste als Schreibender. Insbesondere Garves Briefwechsel mit Freunden, anderen Schriftstellern sowie seinen Verlegern geben hier Auskunft über die Vorgänge des literarischen Lebens wie über die praktische Seite der Buchproduktion und die Funktion und Rolle des Schreibens in seinem Leben.

### *Schreiben für den Markt – Literaturmarkt, Verlegermacht und freie Autorschaft*

Der Literaturmarkt war im Laufe des 18. Jahrhunderts dank der technischen und sozialen Entwicklungen geradezu explodiert. Lessing formulierte die Entwicklung 1759 im zweiten Literaturbrief: »Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein *G e w e r b e*, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Übersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg. Was haben sie nicht schon alles

---

sohn und die Popularphilosophie. In: Albrecht, Michael / Engel, Eva J. /Hinske, Norbert (Hg.): Moses Mendelssohn und die Kreise seiner Wirksamkeit. Tübingen 1994, S. 25-42 (= Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, 19)

<sup>275</sup> Eine klassisch-literaturgeschichtliche Betrachtung Christian Garves als Schriftsteller bietet z. B. *Kurt Wölfel*: Nachwort. In: Garve, Christian: Popularphilosophische Schriften über literarische, ästhetische und gesellschaftliche Gegenstände. Im Faksimiledruck hrsg. von Kurt Wölfel. 2 Bde., Stuttgart 1974, hier Bd. 2, S. 25\*-60\* (= Deutsche Neudrucke. Reihe Texte des 18. Jahrhunderts); und noch kritischer ist die Beurteilung der literarischen Fähigkeiten Garves in einem späteren Aufsatz des Autors, vgl. Wölfel, Essayistisches Werk, wie Anm. 2, hier S. XVIII-XX.

übersetzt, und was werden sie nicht noch alles übersetzen!«<sup>276</sup> Ein Beobachter dieser Entwicklung schrieb 1768 mit kritischem Blick auf die ökonomische Komponente dieser Entwicklung: »Literatur ist heutzutage eine wirkliche finanzielle Operation geworden; sie ist eine kontinuierliche Maklerei, ein Reden von Kauf und Verkauf, ein Marktplatz, auf dem mehr Gebrauch gemacht wird von Kalkulationen als von Genie.«<sup>277</sup> Diese Tendenz des expandierenden Buchmarktes, mehr Quantität als Qualität zu generieren, wurde auch von Christian Garve kritisch wahrgenommen. Zur Leipziger Frühjahrmesse 1770 etwa konstatierte er: »Der Meßkatalog ist erschrecklich dick, die Zahl der guten Bücher mag außerordentlich klein seyn; sogar die guten Titel sind schon rar.«<sup>278</sup>

Mittels der sich Ende des 18. Jahrhunderts aufgrund der gesellschaftlichen und intellektuellen Entwicklungen stark verbreiternden Möglichkeiten des Schreibens und Publizierens erst konnten die »popular« dargestellten philosophischen Reflexionen auch ein breites Publikum erreichen. Der Zeitschriften- und Buchmarkt war zugleich die materielle Basis, von der aus die Schriftsteller nicht nur Kontakt mit den Lesenden aufnehmen konnten, sondern von der aus sie die Möglichkeit erhielten, in öko-

<sup>276</sup> *Gotthold Ephraim Lessing*: Briefe die neueste Literatur betreffend. In: Ders., Gesammelte Werke. Hg. von Paul Rilla. Bd.4, Berlin/Weimar, S.87-437, 2. Brief, S.91-93, hier S.91.

<sup>277</sup> *Simon Nicolas Henri Linguet*: L'Aveu sincere. Ou, Lettre a une mere sur les dangers que court la jeunesse en se livrant a un gout trop vif pour la littérature. London/Paris 1768, S.37f, hier zit. nach Rémy G. Saisselin: *The Literary Enterprise in Eighteenth-Century France*. Detroit 1979, S.120. Exemplifiziert wird diese Entwicklung in der Buch- und Buchhandelsgeschichtsschreibung i.d.R. mit der Durchsetzung der deutschen Sprache als Literatursprache einerseits und der kontinuierlichen Aufwärtsentwicklung des schöngeistig-belletristischen Segmentes des Angebotes auf den Buchhandelsmessen in Frankfurt a.M. und Leipzig. Zugleich wurden Jahr um Jahr immer mehr neue Titel auf den Messen vorgestellt. Die Etablierung von Lesegesellschaften und Leihbibliotheken zeugt andererseits von einer öffentlich anerkannten Lesekultur ebenso wie von der Notwendigkeit, die Ausgaben für den recht teuren Bücherkauf auf eine Gemeinschaft umzulegen bzw. auch finanziell schwachen Gruppen den Zugang zu Büchern zu ermöglichen. *Reinhard Wittmann*: Soziale und ökonomische Voraussetzungen des Buch- und Verlagswesens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Göpfert, Herbert G. / Kosielek, Gerard / Wittmann, Reinhard (Hg.): *Buch und Verlagswesen im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Kommunikation in Mittel- und Osteuropa*. Berlin 1977, S. 5-27, bes. S. 8-11. (= *Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa*, 4) *Bernhard Fabian*: Im Mittelpunkt der Bücherwelt. Über Gelehrsamkeit und gelehrtes Schrifttum um 1750. In: Vierhaus, Rudolf (Hg.): *Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung: aus Anlaß des 250jährigen Bestehens des Verlages Vandenhoeck & Rupprecht*. Göttingen 1985, S. 249-274. *Paul Raabe*: Die Geschichte des Buchwesens als Aufgabe der Germanistik. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 7, Heft 2 (1976), S.95-106.

<sup>278</sup> Brief Garves an A.K. Garve, 8.5.1770. In: *Karl Adolf Menzel* (Hg.): *Christian Garve's Briefe an seine Mutter [Anna Katharina Garve]*. Breslau 1830.

nomischer Hinsicht erfolgreich zu sein. Auf diesem Buchmarkt galt es sich als aufklärerischer Autor zu positionieren, zu etablieren und zu behaupten. Erstmals wurden konkrete Chancen sichtbar, dass man als Autor nicht wie bislang üblich eine irgendwie geartete berufliche Tätigkeit (etwa als Bibliothekar oder in staatlichen Diensten) zur Sicherung des Lebensunterhaltes suchen musste, vielmehr dass man von der Schriftstellerei leben konnte.

Im Folgenden sollen diese ökonomischen Aspekte und die damit einhergehende Notwendigkeit der Markt- und Publikumsorientierung jedes freien Schriftstellertums mit Bezug auf Garve behandelt werden. Denn er konnte tatsächlich – bis auf ein 2-jähriges Intermezzo als außerordentlicher Professor für Philosophie in Leipzig – bis an sein Lebensende als freier Schriftsteller arbeiten und leben.

Christian Garve hatte hierbei allerdings gute Startbedingungen, denn er stammte aus einem wohlhabenden Elternhaus. So verfügte er über ein eigenes kleines Einkommen aus seinem Erbteil am väterlichen Färbereibetrieb. Später, ab dem Jahr 1786, erhielt er zu seinen Einkünften als Schriftsteller zudem eine kleine Pension von jährlich 200 Talern als Anerkennung für seine Cicero-Übersetzung.<sup>279</sup> Dass Garve als Kind jedoch eine Ausbildung durch Privatlehrer erhielt, dass er eine finanziell weitgehend sorgenfreie Studienzeit verbringen konnte, dass er eine akademische Laufbahn als gering bezahlter außerordentlicher Professor einschlagen<sup>280</sup> und seit seinem 30ten Lebensjahr

<sup>279</sup> Zum Erbvermögen vgl. Briefs Garves an A.K. Garve, 12.3.1770 (Menzel, wie Anm. 8). Zur Pension vgl. *Anna Katharina Garve: Aufzeichnungen von Frau [Anna Katharina] Garve, Auszüge aus Büchern, Betrachtungen, Aufzeichnungen über ihren Sohn und häusliche Vorgänge* (Manuskript in der Universitätsbibliothek Breslau, Nachlass Garve, Band 17, M 1268, [Bl. 1r – 42v], hier Bl. 25 r/v; *Garve an Weiße*, 11.4.1785 und 22.3.1786, zitiert nach: *Briefe von Christian Garve an Christian Felix Weiße und einige andere Freunde*. Mit einer Vorrede der Hg. [Johann Caspar Friedrich] Manso und [Carl Heinrich Gottlieb] Schneider. 2 Teile, Breslau 1803, hier Teil 1, jetzt in Garve, *Gesammelte Werke*, wie Anm. 1, hier Band 15,1.

Brief Garves an A.K. Garve, 22.11.1785 (Manuskript in der Biblioteka Jagiellónska, Sammlung Varnhagen). Siehe weiterhin *Karl Gustav Heinrich Berner: Garve, Christian*. In: Ders. (Hg.): *Schlesische Landsleute. Ein Gedenkbuch hervorragender, in Schlesien geborener Männer und Frauen aus der Zeit von 1180 bis zur Gegenwart*. Leipzig 1901, S. 103 f, hier S. 104; *Karl Heinrich Jördens: Christian Garve*. In: Ders. (Hg.): *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten*. Bd. 2, Leipzig 1807, S. 9-30; Bd. 6 (Suppl.), Leipzig 1811, S. 130-134, hier S. 12.

<sup>280</sup> Als Magister der Philosophie erteilte er in den Jahren 1766 und 1767 Privatunterricht für Leipziger Studierende. Als er 1767 für ein Jahr nach Breslau heimkehrte, bemühte er sich vergebens um eine Anstellung als Hofmeister, denn die angespannte finanzielle Lage des mütterlichen Vermögens während und nach dem siebenjährigen Krieg forderte praktisches Handeln. Garve, bis dahin vielleicht eher weltfremd erzogen, musste widerstrebend erkennen, dass er in Zeiten lebte, in denen »die Wissenschaften [...] wie alles übrige, eine Waare

schließlich ohne jegliches Amt, ohne anderen Beruf nur für seine Schriftstellerei leben konnte, diese finanzielle Freiheit verdankte er neben dem Erbe wesentlich der kontinuierlichen Berufstätigkeit seiner Mutter, Anna Katharina Garve.<sup>281</sup>

Die Briefe zwischen Christian und Anna Katharina Garve während seiner Studien- und Professorenzeit sind daher nicht von ungefähr kontinuierlich von finanziellen Transaktionen und Verhandlungen durchzogen, denn eigene Einnahmen hatte er nicht regelmäßig zu verzeichnen. Bei einem Herrn Frege, dem im Auftrag der Mutter agierenden Geldvermittler in Leipzig, wurde Garve mehr oder minder regelmäßig um Summen über 100 und 200 Reichstaler vorstellig.<sup>282</sup>

Neben diesen Finanzspritzen seiner Mutter und dem Geld aus seinem Erbe erwarb Garve seit den späten 1760er Jahren auch erste Einnahmen aus seiner Autorentätigkeit. Hinzu kamen die Vorlesungsgelder seiner Studierenden.<sup>283</sup> Aber diese Einnahmen waren nicht ausreichend für den täglichen Lebensunterhalt, so dass sich Garve oft tief in der Schuld seiner Mutter sah: »Wenn ich nur einen Beutel hätte, der sich nicht immer aus Ihrem Beutel spicken müßte, [...]. Aber ich nehme diesen Winter wenig oder gar nichts ein.«<sup>284</sup> Der mit seiner Lehrtätigkeit unzufriedene und sich zudem von akademischer Bürokratie, also von Disputationen, Reden, Programmen etc., belästigt

---

werden, mit der man handelt«; durch Privatunterricht verschaffte er sich auch hier ein finanzielles Zubrot. Er unterrichtet einen Herrn von Kracker, der ihn später nach Leipzig begleitet, in Philosophie, alten und neuen Sprachen. Vgl. Garve an Gellert, 18.11.1767 und 7.2.1768 (Manuskripte in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden, Mscr. Dresd. fa 150 und 149).

<sup>281</sup> Anna Katharina Garve, geb. Förster, hatte nach dem Tod ihres Mannes dessen Färbereibetrieb fortgeführt; erst 1778 hat sie im Alter von 62 die Färberei verkauft. Vgl. zur Person Anna Katharina Garves sowie zur Analyse eines Tagebuchfragmentes von ihr *Leonie Koch-Schwarzer*: »Das sage ich«. Schriftliche Konstituierung des weiblichen Subjektes in einer individuellen und kulturgeschichtlichen Übergangszeit. In: Köhle-Hezinger, Christel / Scharfe, Martin / Brednich, Rolf-Wilhelm (Hg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Marburg [22.bis 26. September] 1997. Münster / New York / München / Berlin 1999, S. 490-511. Vgl. weiterhin Brief Garves an Gellert, 7.2.1768 (Manuskript in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden, Mscr. Dresd. fa. Nr. 149). Brief Garves an Weiße, 11.4.1785 (wie Anm. 9) [*Johann Gottlieb*] *Schumme*: Garve und Fülleborn, voran eine kleine Fehde, dann Plan und Proben aus Fülleborns theatralischem Nachlass, mit Kupfern und Musik. Breslau 1804, hier S.7.

<sup>282</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 6.1.1770 und 13.1.1770, 3.10.1770 (*Menzel*, wie Anm. 8; die beiden letzten Brief auch als Manuskripte im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig).

<sup>283</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 6.1.1770 (*Menzel*, wie Anm. 8).

<sup>284</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 16.2.1771 (*Menzel*, wie Anm. 8; auch als Manuskript im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig).

fühlende Garve wünscht sich sehnlichst finanzielle Unabhängigkeit: »Wenn der Himmel mir nur ein Vermögen erhielte, wovon ich ohne mühsame Sorge leben könnte. Ich würde mir schon, auch ohne Titel und Pension, eine kleine Summe dazu verdienen«. Die Voraussetzung hierfür meinte er aber in deutschen Landen nicht erkennen zu können – eine gesellschaftliche Reputation der Wissenschaften wie sie in England, dem Idealland vieler deutscher Aufklärer, üblich sei: »Oh ihr glücklichen Engländer; – bey euch kann ein Mann, ohne weder Professor, noch Rector, noch Practicus, noch Advokat zu seyn, durch seine Wissenschaft nützlich scheinen, und ohne nach Brodte zu gehen, seine Wissenschaften treiben, und geschätzt und geliebt werden.«<sup>285</sup>

Trotz der anhaltenden finanziellen Engpässe bzw. unregelmäßigen Einnahmen skizzierte Garve in einem Brief an seinen Onkel mütterlicherseits, Christian Friedrich Förster, gleichwohl seine Vorstellung eines künftigen Lebens als freier Schriftsteller: Das Schreiben und Übersetzen sollten seine geringen Mittel aufbessern und ihm zum Beispiel Reisegelder erwerben helfen.<sup>286</sup>



Immer wieder artikulierte Garve auch in künftigen Jahren in seinen Briefen, welche Rolle seine Autorenhonorare für Übersetzungen für seine Haushaltskasse spielten. Es werde – so machte er sich 1784 Sorgen um den schleppenden Absatz seiner Cicero-Übersetzung – »[...] von Jahr zu Jahr immer nothwendiger, daß ich auch etwas Honig in den Bienenkorb eintrage, um davon zehren zu können, und ich habe keine andern Blumen, von welchen ich ihn sammeln könnte, als die Schriftsteller=Arbeit.«<sup>287</sup>

Christian Fürchtegott Gellert – sein Lehrer und Mentor in Leipzig – hatte Garve den Weg in den Literaturmarkt schon früh und erfolgreich

<sup>285</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 15.9.1770 (*Menzel*, wie Anm. 8; auch als Manuskript im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig).

<sup>286</sup> Brief Garves an Christian Friedrich Förster, [Ende 1771] (Manuskript in der Universitätsbibliothek Wroclaw/Breslau, Nachlass Garve, M 1300 VI/24).

<sup>287</sup> Brief Garves an Weiße, 4.4.1784 (wie Anm.8).

geeignet, indem er ihn mit den Zeitschriftenherausgeber Christian Felix Weißer und mit dem Literaturverleger Philipp Emanuel Reich bekannt machte. Mit beiden Männern nahm Garve freundschaftliche Beziehungen auf, die über lange Jahre fort dauerten und die Grundlage für Anfang und weite Teile von Garves weiterer schriftstellerischer Laufbahn darstellten. Der Autor und Literaturkritiker Christian Felix Weißer, selber im bürgerlichen Beruf Kreissteuereinnahmer, war Herausgeber der »Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste«. Er bot Garve und anderen Autoren dort einen exzellenten Platz, sich als Schriftsteller zu profilieren. Parallel zur »Allgemeinen Deutschen Bibliothek« – einem literaturkritischen und aufklärerischen Blatt, publiziert von Friedrich Nicolai – erscheinend, war die Weißersche Zeitschrift ein führendes Organ der aufklärerischen Literaturkritik. Garves bald wachsender Ruhm als Literaturkritiker und als moralphilosophischer Autor resultierte aus den Rezensionen und literaturanalytischen Aufsätzen sowie aus seinen psychologisch-anthropologischen und pädagogischen Artikeln, die er in dieser Zeitschrift veröffentlichte. Philipp Erasmus Reich wiederum war der damals zunehmend und bald der einflussreichste Verleger im Raum des norddeutschen Buchmarktes. Reichs Buchproduktion stand mit ihrer hohen Druckqualität und Ausstattung zugleich für ästhetische Hochwertigkeit, Eleganz und angenehme Gefälligkeit. Auf diesen Aspekt legten die Popularphilosophen – wie schon oben kurz erwähnt – mit Blick auf ihre Leserschaft großen Wert. Kein zu kleines Format, nicht zu große Lettern, dafür lieber »etwas weiter aus einander gerückte Wörter u.[nd] Zeilen«, das waren etwa solche Anforderungen, wie sie Garve mit Blick auf gute Lesbarkeit an seinen Verleger Reich stellte.<sup>288</sup> Diese Vorstellungen von einem handwerklich sauber hergestellten Buch präziserte Garve an anderer Stelle:

»Ich denke mir nemlich bey dem Worte, e i n B u c h m a c h e n, [...] die Kunst, einem Buche eine gefällige, dem Leser angenehme und für den Verleger verkäufliche Gestalt und Größe zu geben; das Werk, wenn es mehrere Theile hat, geschickt und in ungefähr gleiche Bände zu theilen; die Lettern wohl nach dem Formate und der Größe zu wählen [...]; kurz den Inhalt des Buches durch alles, was auf die Sinne und die Bequemlichkeit des Lesers wirkt, zu empfehlen.«<sup>289</sup>

<sup>288</sup> Brief Garves an Reich, 3.2.1785 (Manuskript in der Universitätsbibliothek Wrocław/Breslau, Nachlass Garve, Verstreute Autographen, Sign.: XVIII 25 (Microfiche)).

<sup>289</sup> Christian Garve: Vorrede. In: Ders., Gesammelte Werke, wie Anm. 1, unpaginiert.



Reich war seit Ende der 1760er Jahre der Verleger insbesondere von Garves Übersetzungen. Diese Übersetzungen – meist englischer Autoren – und vor allem Garves oft umfangreiche, kritisch-reflektierende Kommentierung und begleitende Anmerkungsapparate bildeten bald das zweite Standbein seines Rufs als hervorragender philosophischer Schriftsteller. Man lobte insbesondere die hohe Qualität seiner Kommentare und Anmerkungen, welchen man anmerke, dass sie gerade »keine Arbeit ums Tagelohn« seien: »Wir können [...] dreist behaupten, daß noch nie ein englischer strengphilosophischer Autor so gut [...] übersetzt, und so gut commentirt worden wäre. Denn auch die Anmerkungen des Hrn. Garve können allen künftigen Anmerkern zum Muster dienen.«<sup>290</sup>

Die Tätigkeit des Übersetzens schätzte Garve als eine ihm angenehme, wenig strapaziöse Nebentätigkeit: »Diese Arbeit unterhält mich, ohne mich zu ermüden.«<sup>291</sup> Zugleich war die kontinuierliche Tätigkeit als Übersetzer und Kommentator für Garve von einer nicht zu unterschätzenden finanziellen Bedeutung – ob bei Bücherkauf oder täglichen Ausgaben, den Verdienst wusste er wohl zu schätzen. Das Übersetzen ermöglichte ihm die notwendigen Einnahmen für seine »Oekonomie«.<sup>292</sup> Weil es aber primär dem Broterwerb diene, war für sein schriftstellerisches Selbstwertgefühl gleichwohl eine zweischneidige Angelegenheit. Insbesondere, wenn Garve reine Übersetzungen machte, also ohne eigene Kommentare beizufügen, empfand er diese Tätigkeit fast als eine Art Makel und nicht wirklich in Einklang zu bringen mit seinem Selbstverständnis als aufklärerischer Autor. Nicht zuletzt deshalb wollte er sich bei einigen Schriften nicht öffentlich als Übersetzer nennen lassen, denn – wie er meinte – Übersetzen nur um des Geldverdienens willen, »dieses muthmaßen zu lassen, ist nie sehr ehrenvoll«.<sup>293</sup>

---

<sup>290</sup> [Christoph Martin Wieland], [Rezension von Garves Ferguson-Übersetzung]. In: Erfurterische Gelehrte Zeitung vom 27.4.1772, S. 265-270, hier S. 266 ff.

<sup>291</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 22.2.1771 (*Menzel*, wie Anm. 8; Manuskript auch im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig).

<sup>292</sup> Briefe Garves an Reich, 15.12.1772, 3.5.1785 (Manuskripte in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Handschriftenabteilung, Literaturarchiv: Garve, Christian. 1890/590).

<sup>293</sup> Brief Garves an Weiße, 5.2.1786 (wie Anm. 8). Vgl. auch die Briefe Garves an Weiße, 19.10.1774, 1.4.1775, [?].9.1775, 14.12.1781, 10.10.1790 (wie Anm.8), zum Thema Einkünfte. Ebendiese problematische Situation der Schriftsteller, als Geldschreiberlinge zu arbeiten, beschrieb auch *Friedrich Nicolai*: Das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Sebalduß Nothanker (1773-1776). Neudruck Darmstadt 1967, hier S. 65 f (= Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen, Reihe Aufklärung, Bd. 15).

Oben wurde bereits erwähnt, dass Garve eine mehr als nur rein geschäftliche Beziehungen zu seinem Verleger Reich unterhielt. Die Ambivalenz dieser sowohl freundschaftlichen wie wirtschaftlichen Verbindung zeigt sich sehr schön in der recht umfangreich erhalten gebliebenen Korrespondenz Garves mit Reich aus den 1770er und 1780er Jahren. In Garves Briefen geht es immer wieder um den ökonomischen Wert seiner »Schriftsteller=Arbeit«.

Garve war sich gegenüber Reich seines Marktwertes als bekannter Autor und renommierter Übersetzer bewusst. Aber ebenso deutlich wusste er um die stets erneuerte Notwendigkeit, sich aus Autor jeweils bestmöglich zu verkaufen. Schreiben war für ihn in dieser Hinsicht ganz nüchtern betrachtet eine Arbeit, die mit den verschiedenen Schriftstücken oder einer kommentierten Übersetzung ein verkäufliches Eigentum mit einem ganz bestimmten Marktwert produzierte.<sup>294</sup> Dem ihm freundschaftlich verbundenen, aber sensibel und alarmiert auf seine geschäftliche Überlegungen reagierenden Reich schrieb Garve, »daß meine Freundschaft, u.[nd] überhaupt meine Gesinnungen gegen eine Person, unabhängig sind von denjenigen Betrachtungen[,] die sich auf Geld=Vortheile beziehn«, und ergänzte zur Frage der angemessenen Honorierung: »Ich weiß daß in HandelsGeschäften, (und die Verträge zwischen dem Autor u.[nd] Verleger gehören dazu,) die Wahrscheinlichkeit des Absatzes, die Menge der Nachfrage, nicht der innere Werth der Sache den Preis bestim<sup>m</sup>t.«<sup>295</sup>

<sup>294</sup> Vgl. *Rolf Engelsing*: Arbeit, Zeit und Werk im literarischen Beruf. Göttingen 1976, bes. S. 21-25, sowie auch S. 349-384, 403-409 (= Der literarische Arbeiter, 1).

<sup>295</sup> Brief Garves an Reich, 17.5.1785 (Manuskript in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Handschriftenabteilung, Literaturarchiv: Garve, Christian, 1890/590). Das Zeichen »m<sup>m</sup>« = gestrichenes m im Manuskript.

Garve hatte in einem vorangehenden Brief (vom 5.3.1785, Manuskript ebd.) über ein angemessenes Honorar für seine Übersetzung in Relation zu den Marktchancen reflektiert, was Reich offenbar beunruhigt hatte: »Wenn ich Ihnen die Bedingungen nicht vorschreibe, unter denen ich Ihnen diese meine Arbeit überlasse: so geschieht es nicht deßwegen weil ich desto vortheilhaftere von Ihnen erwarte: sondern weil ich wirklich nicht voraussehe, auf welche *debit* Sie wahrscheinlich rechnen würden. Bestim<sup>m</sup>en Sie das *Honorarium* nach der Größe der jetzigen Auflage, u. nach ihren ersten Erwartungen. Werden dieselben übertroffen ud. ist eine neue Auflage nöthig: so können Sie auch meinen Antheil an dem Gewinn vergrößern. - Mein erster Wunsch ist, daß das Buch dem Publico nützlich seyn, der andre, daß Sie keinen Schaden davon haben mögen.« Die finanziellen Offerten und die materiellen (Buch-)Geschenke (vgl. auch Garve an Reich, 3.5.1785 und 17.5.1785, Manuskripte ebd.), die Reich daraufhin Garve machte, zeigen, dass er offenbar den Verlust seines berühmten Autors fürchtete. Die in dem hier zitierten Brief angeführte Annahme Garves, dass dem Buchhändler der »innere Werth« gleichgültig sei, entspricht allerdings dem Charakterbild, das Rosenstrauch von Reich entwirft. Vgl. *Hazel Rosenstrauch*: Buchmanufaktur und Aufklärung. Die Reformen des Buchhändlers und Verlegers Ph. E. Reich (1717-1787). Sozialgeschichtliche Studie zur Entwicklung des literarischen Marktes. In: *Archiv für die Geschichte des Buchwesens* 26 (1985), S. 1-129, hier S. 72-81, wo sie auch auf dessen

Wie mit Reich, so stand Garve auch mit weiteren bekannten Verlegern seiner Zeit in Kontakt. Die Briefwechsel Garves mit seinen Verlegern Reich in Leipzig und Korn in Breslau, Breitkopf in Leipzig, Bertuch in Weimar oder Nicolai und Vieweg in Berlin spiegeln in erster Linie die kleinen und großen Probleme, die sich während der Buchproduktion zwischen den beiden Geschäftsparteien auftun konnten. Seitenhonorare z. B. für Übersetzungen wurden nach Möglichkeit schon im Vorfeld verhandelt, so zum Beispiel 3,5 Reichstaler pro Bogen für die Macfarlan-Übersetzung oder 6 Reichstaler »Conventions=Geld« pro gedrucktem Bogen der Payley-Übersetzung.<sup>296</sup> Zu den finanziellen Aspekten zwischen Autor und Verleger gehörte zudem das Aushandeln der Garve zustehenden Anzahl von Autorenexemplaren und der Papier- und Bindungsqualitäten, in denen diese gedruckt wurden.<sup>297</sup>

Auch die eigentliche Produktion war durch geschäftliche Aspekte gekennzeichnet. Dazu zählen die Termine der Manuskriptlieferung bzw. der Drucklegung, Fragen des Druckbildes, der Papierqualität, der Lieferung von Korrekturfahnen. Diese Stufen des Herstellungsprozesses hatten in Garves Wahrnehmung keine kreativen Momente mehr. Während des Drucks der Cicero-Übersetzung schrieb er etwa zu diesem praktischen Teil des Autoredaseins: »Aber ich sehe täglich, daß der recht gehabt hat, welcher gesagt hat, das Erfinden und Verfertigen eines Buches sey der Himmel für den Schriftsteller, das Ausbessern und Feilen sey das Fegfeuer, und das Corrigieren des Drucks sey die Hölle.«<sup>298</sup>

---

– von Garve abweichendes – Freundschaftsverständnis eingehet. Eine so klare und nüchterne Trennlinie zwischen Freundschaft und Geschäft, wie Garve sie zu ziehen suchte, ist bei anderen Autoren Reichs nicht zu finden. Vgl. ebd., S. 82 ff.

<sup>296</sup> Briefe Garves an Philipp Erasmus Reich, 3.5.1785 bzw. 29.12.1786 (Manuskripte in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Handschriftenabteilung, Literaturarchiv: Garve, Christian, 1890/590).

<sup>297</sup> Briefe Garves an Bertuch, 1.3.1788, 12.3.1788 (Manuskripte im Goethe-Schiller-Archiv Weimar, Sign.: Bertuch, GSA 06/565, Garve); Brief Garves an Breitkopf, 9.10.1783 (Manuskript in der Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz, Sign. Sammlung Härtel); Brief Garves an Vieweg, 7.4.1792 (Manuskript in der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, Sign.: Nr.507 Sammlung Vieweg).

<sup>298</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 15.7.1783 (Menzel, wie Anm. 8). Vgl. auch Brief Garves an Zollikofer, 12.2.1785. In: Briefwechsel zwischen Christian Garve und Georg Joachim Zollikofer, nebst einigen Briefen des erstern an andere Freunde. Mit einer Vorrede der Hg. [Johann Caspar Friedrich] Manso und [Carl Heinrich Gottlieb] Schneider. Breslau 1804. Vgl. auch *Christian Garve*. [Vorrede] An den Herrn Consistorialrath Spalding. In: Ders., Gesammelte Werke, wie Anm. 1, Bd. 2/1, unpag.: »[...] aber die letzte Ueberarbeitung, die überhaupt ihre Schwierigkeiten hat«, gewähre »nie den Geistes=genuß [...], mit welchem die erste Meditation, und die Erfindung der Ideen verbunden ist«.

Garve formulierte in den bislang angeführten Selbstaussagen nicht nur die ökonomische Notwendigkeit, die die Autorenhonorare für seine Lebensführung hatten, sondern er sah auch den Warencharakter aller schriftstellerischen Arbeit, dass nämlich – wie zitiert – für einen Verleger wie Reich nur die »Nachfrage, nicht der innere Werth der Sache den Preis bestim<sup>m</sup>t.«<sup>299</sup> Mit der Herausstellung dieses ›inneren Wertes‹ berührt Garve im gleichen Moment die Gegenposition zu dieser Marktorientierung der Verlegerseite. Darin zeigt sich seine Selbstpositionierung und sein Bewusstsein als ›aufklärerischer‹ Schriftsteller, d. h. als Schriftsteller mit einer Mission. Und als solcher setzt er der Marktorientierung für sein eigenes Verhalten zugleich Grenzen, wie sich in nachstehenden Aussagen verfolgen lässt. Als Übersetzer arbeitete Garve trotz aller Notwendigkeit des Geldverdienens von Anfang an nicht unter jeder Bedingung. In einem an Christian Felix Weiße adressierten Brief schrieb er:

»Was aber die Geschwindigkeit betrifft, mit der [...] übersetzt werden muß: so bitte ich Sie doch um des Himmels willen, was wird denn aus unsrer Litteratur werden, wenn sich die Autoren so nach dem Willen der Buchhändler bequemen sollen? [...] mit einer solchen Hastigkeit arbeiten, um nur einem andern zuvorzukommen, das muß alles Vergnügen am dem Buche selbst, alle Imagination, alles Nachdenken tödten. - Alsdann entsage ich von ganzem Herzen allen Uebersetzungen. Ich kann das nicht, wenn ich auch wollte; und ich will es auch nicht. Ich würde nicht faul seyn, [...] aber die Zeit muß mir doch nicht vorgeschrieben seyn.«<sup>300</sup>

Bei diesem Kommentar zum ökonomischen Druck seitens der Buchhändler muss bedacht werden, dass Briefwechsel zur Zeit der Aufklärung einen deutlich weniger privaten Charakter hatten als dies heutzutage gilt. Sie besaßen in der Regel eine Halböffentlichkeit durch – zumindest auszugsweises – Vorlesen in Freundes- und Bekanntenkreisen. Insofern ist diese Kritik letztlich nicht einfach nur an den Freund Weiße, sondern mit großer Wahrscheinlichkeit indirekt an Garves Leipziger Verleger Reich gerichtet. Diesem konnte Garve so seine Rahmenbedingungen als Autor bzw. Übersetzer deutlich machen.

Seine Freiheit als Autor gegenüber den Verlegern wollte Garve also angesichts des sich rapide wandelnden Buchmarktes und des marktwirtschaft-

<sup>299</sup> Brief Garves an Reich, 17.5.1785 (Manuskripte in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Handschriftenabteilung, Literaturarchiv: Garve, Christian, 1890/590).

<sup>300</sup> Brief Garves an Weiße, 22.11.1774 (wie Anm. 8).

lichen Druckes, den die Verleger auszuüben suchten, expressis verbis gewahrt wissen. Er spielte hierbei die Idee der intellektuellen Freiheit des Autors gegen das verlegerische Druckmittel des Geldes aus. So betont Garve im gleichen Brief an Weiße seine relative ökonomische Unabhängigkeit aufgrund des familiären Hintergrundes. Auch hier ist wohl Reich indirekt der Adressat der Aussage:

»Aber ich bitte Sie doch wirklich, liebster Freund [Weiße], widersetzen Sie sich, nach dem Ansehn, das Sie in der gelehrten Welt haben, diesem Despotismus der Buchhändler. Ich bin gar nicht für die Klopstockischen Anschläge [d. h. Versuche von Einzelnen oder Autorengruppen, durch Selbstverlag die Verleger auszuschalten, Anm. d. Verf.]. Ich arbeite nicht um des Geldes willen, und lasse gerne einem Verleger den größern Profit, aber er muß mir auch meine Freyheit lassen.«<sup>301</sup>

Garve nahm hier vermeintliche Begründungen der Verleger für schlechte Bedingungen kritisch in den Blick, wenn er mit dieser Positionsbestimmung der auktorialen Freiheit fortfuhr: »Alles hat seine Ursachen; und wenn also unsre Verleger uns Autoren mehr geniren, als bey andern Nationen: so liegt das in vielerley Umständen, durch welche die Sache vor der Vernunft entschuldigt wird.«<sup>302</sup>

Christian Garve griff mit der Kritik der schlechten Arbeits- und Verdienstbedingungen in die zwischen Verlegern und Autoren in den 1770er Jahren hochaktuelle Diskussion um das sich gerade erst entwickelnde Urheberrecht ein.<sup>303</sup> Die Äußerungen Garves stechen durch die expliziten Problematisie-

---

<sup>301</sup> Ebd.

<sup>302</sup> Ebd.

<sup>303</sup> Die Frage des geistigen Eigentums und des finanziellen Nutzens, der daraus zu ziehen ist, bildeten am Ende des 18. Jahrhunderts den Kern einer intensiven Debatte. Vgl. die umfangreiche Edition von *Reinhard Wittmann: Quellen zur Geschichte des Buchwesens*. 10. Bde., München 1981. Zur Frage des Urheberrechts vgl. auch *Ludwig Gieseke: Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Urheberrechts*. Göttingen 1957; *Johann Goldfriedrich: Geschichte des Deutschen Buchhandels vom Beginn der klassischen Litteraturepoche [sic!] bis zum Beginn der Fremdherrschaft (1740-1804)*. Leipzig 1909. Diese Auseinandersetzung zwischen Autoren und Verlegern zeigt, dass der literarische Markt finanzkräftig geworden war: Das Lesepublikum hatte sich soweit vergrößert, dass es auf den Buchmessen zu einem immer breiteren, leserorientierten Angebot kam und selbst z. B. der siebenjährige Krieg führte nicht zu einem Zusammenbruch des Marktes. Darüber hinaus kam es zu billigen Raubdrucken besonders beliebter Schriften, und angesichts dieser weitverbreiteten Nachdruckerei sahen die Verleger sich gezwungen, auf ihr Verlagsrecht zu pochen, um sich gegen diese – nicht einmal – illegale Konkurrenz zu wehren. Zur Raubdruckerei vgl. Wittman, *Soziale und ökonomische Voraussetzungen, wie Anm. 7; Reinhard Wittmann: Der gerechtfertigte Nachdrucker? Nachdruck und literarisches Leben im 18. Jahrhundert*. In: Ders.: *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750-1880*. Tübingen 1982, S. 69-92.

rungen dieser Themenkomplexe von geistigem Eigentum und Autorenrechten von seinen üblichen Briefwechseln mit seinen Verlegern und Mittelsmännern ab, indem sie vorwiegend die Autorensseite thematisieren.<sup>304</sup> So hielt Garve dem Verleger Reich ganz direkt den Spiegel vor, ja, er äußerte sich sogar

geradezu tolerant bezüglich des Urheberrechte wie Verlagsrechte bedrohenden Nachdruckens von Büchern. Diese illegale Nachdruckerei war eines der Hauptagitationsfelder von Reich, der hier seine Verlagsrechte und seine Gewinne bedroht sah. Garve versuchte in seiner Mission als Autor der Aufklärung seinen Verleger gegen dessen verlegerischen Eigennutz in die moralische Pflicht des Gemeinnutzes zu nehmen:

»Sie aber, liebster Freund [Reich], [...] haben, dünkte ich, auch Unrecht, wenn Sie so uneingeschränkt gegen alle Arten des Nachdrucks eifern. Wie soll denn der entferntere oder der ärmere Theil einer Nation ein Buch in die Hände kriegen, das dem ersten Verleger gefallen hat, kostbar u. nur wenige mal zu drucken. Oder soll jener durchaus warten, bis die erste u. theurere Auflage in nähere u. reichere Gegenden verkauft, u. nun der Verleger geneigt ist eine wohlfeilere Ausgabe zu machen. [...] Freylich ist die rechte Gränzlinie zwischen Recht u. Unrecht hier so fein, daß mein Auge sie nicht sehen kan. Aber lieber etwas Unrecht als viel Zwang. Ich sehe doch, daß bei allem Nachdruck geschickte Buchhändler reich werden.«<sup>305</sup>

Auch darüber hinaus artikulierte Garve sozialkritische Bemerkungen über die zunehmende Kommerzialisierung und die finanzielle Exklusivität der Literatur, eine ökonomische Entwicklung, zu der vor allem der Leipziger Buchhandel und dort in erster Reihe Philipp Erasmus Reich beigetragen hatte.<sup>306</sup>

(=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 6) [Zuerst erschienen in: Barber, Giles / Fabian, Bernhard (Hg.): *Buch und Buchhandel im 18. Jahrhundert*. Hamburg 1981, S.293-320. (=Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, 4). Gleichzeitig hatte sich das Buchangebot umstrukturiert, um den Leserinteressen nachzukommen, und bot der zunehmende Absatz der Bücher und Zeitschriften den Autoren im Prinzip zunehmend die Möglichkeit, von ihrer Schriftstellerei zu leben – wenn sie denn dafür angemessen bezahlt würden.

<sup>304</sup> Rosenstrauch, *Buchmanufaktur*, wie Anm. 25, hier S. 98-109. Zur Urheberrechtsdebatte vgl. Goldfriedrich, wie Anm. 33; weiterhin *Herbert Göpfert*: »Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseins einer deutschen Literatur.« *Zum Literaturbegriff von Christoph Friedrich Perthes*. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 1 (1991), S. 13-22.

<sup>305</sup> Brief Garves an Reich, 22.12.1773 (Manuskript in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Handschriftenabteilung, Literaturarchiv: Garve, Christian, 1890/590). Wie Garve würdigt auch die sozialgeschichtliche Aufklärungsforschung den Nachdruck als kulturpolitisch bewusst eingesetzte Multiplikation aufklärerischen Gedankenguts, vgl. Wittmann, *Der gerechtfertigte Nachdrucker*, wie Anm. 33.

<sup>306</sup> Zur führenden Rolle Reichs im Zusammenhang mit der Preisgestaltung auf dem Buchmarkt, der Abwehr von (süddeutschen) Nachdrucken und bei der Durchsetzung des die Bücher verteuernenden Nettobuchhandels im protestantischen Deutschland seit 1764 vgl. *Hazel Rosenstrauch*: Leipzig als ›Centralplatz‹ des deutschen Buchhandels. In: Wolfgang

Gerade durch Reichs progressive Rolle in Verlag und Buchhandel erhalten die Äußerungen Garves ihren spezifischen Charakter. So brachte Garve seine Position als freier Schriftsteller ins Spiel, wenn er offen die unzureichende Autorenbezahlung kritisierte, da »zugleich die Preise der Bücher steigen, in-deß die Einkünfte der Gelehrten wenig zunehmen: so wird die Reyhe zu studiren an die Reichen u.[nd] Großen der Nation kom<sup>m</sup>en müssen.«<sup>307</sup>

Diese sozialpolitische Kritik an der intellektuellen Enteignung vor allem der Unterschichten griff Garve noch Jahre später in einem Brief an Friedrich Schiller auf: »Durchs Lesen können Tausende sich unterrichten, deren Erziehung völlig vernachlässiget worden ist.«<sup>308</sup> Es sei daher eine sozial relevante und kritisch-emanzipative Aufgabe des Schriftstellers wie des Literaturmarktes, die Lesenden zu mündigen Bürgern zu erziehen und dabei von jedweden »weitem Endzweck[en]« wie Ehrgeiz und Eigennutz abzusehen.<sup>309</sup> Dennoch grenzte Garve sich von den »klopstockischen Anschlägen« des Selbstverlages ab, denn er erachtete die Arbeitsteilung zwischen Autor und Verleger durchaus als sinnvoll. Er gab Reich in dessen Haltung gegen Selbstverlagsversuche<sup>310</sup> Recht, dass nämlich keiner zugleich ein guter Schriftsteller und ein erfolgreicher Verleger sein könne und Arbeitsteilung insofern besser sei:

»In Ihrer Vertheydigung des Buchhandels ist viel wahres. Ich für meinen Theil wäre zu den Geschäften u.[nd] den Zerstreungen gar nicht gemacht, die nur der SubscriptionsWeg verursachen würde. Von[!] allen Dingen verlangen[!] ich Ruhe, Menschen, u.[nd] die Frey-

---

Martens (Hg.): Zentren der Aufklärung III: Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit. Heidelberg 1990, S. 103-124, hier S. 110-118 (= Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, 17); Rosenstrauch, Buchmanufaktur, wie Anm. 25, S.26-29, 31-35, 49-65; vgl. auch *Martin Vogel*: Urheberrecht in Deutschland zwischen Aufklärung und Vormärz. Vom Tauschhandel zum Barverkehr. In: Buchhandelsgeschichte H.3 (1989), S.96-105; Wittmann, Soziale und ökonomische Voraussetzungen, wie Anm. 7, hier S. 8-11; *Gerhard Kaiser*: Das Bürgertum als kulturtragende Schicht. In: Raabe, Paul / Schmidt-Biggemann, Wilhelm (Hg.): Aufklärung in Deutschland. Bonn 1979, S. 62-78, hier S. 70-74 zur Kommerzialisierung. Herbert Göpfert: Bemerkungen über Buchhändler und Buchhandel zur Zeit der Aufklärung in Deutschland. In: Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 1, 1974, S. 69-83.

<sup>307</sup> Brief Garves an Reich, 17.5.1785 (Manuskript in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Handschriftenabteilung, Literaturarchiv: Garve, Christian, 1890/590).

<sup>308</sup> Brief Garves an Schiller, 17.10.1794. In: *Günter Schulz*: Schiller und Garve. In: Jahrbuch der schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 3, 1958, S.182-199.

<sup>309</sup> So übte Garve auch Kritik an »lobenden« Buchanzeigen durch Verleger, d. h. an Rezensionen imitierende Buchanzeigen, die nur Schaden und nicht den erhofften Nutzen des besseren Absatzes stiften würden und insbesondere nicht der Erziehung der Leser zum mündigen Bürger nützlich seien. Vgl. *Christian Garve*: Ueber die Gewohnheit einiger Buchhändler, die in ihrem Verlage herauskommenden Schriften in den Verzeichnisse derselben zu loben. In: Schlesische Provinzialblätter 19, 1794, 5. Stück, S. 421-427.

<sup>310</sup> [*Philipp Erasmus Reich*:] Zufällige Gedanken eines Buchhändlers über Herrn Klopstocks Anzeige einer gelehrten Republik. O.O. 1773.

heit ungestört - - zu kennen [?], was ich liebe. Dann - - - - - wünsche ich mir freylich auch ein Einkom<sup>m</sup>en, das mir die nothwendigen Bequemlichkeiten verschaffe. Aber ein sehr mittelmäßiges Einkom<sup>m</sup>en, das ich baar u.[nd] ohne viel Umschweife erhalte, wäre mir lieber, als ein weit größeres, das ich mir erst mühsam erhandeln müßte. Wenig Schriftsteller werden wirklich gut sey[n], die bey der Verfertigung ihres Werks schon an die Geld-Vortheile denken können, die es ihnen verschaffen wird. Wenn uns an den Gegenständen etwas gelegen ist, wovon wir schreiben: so liegt die größte Belohnung der Arbeit in der Arbeit selbst.«<sup>311</sup>

Bei selbstgewählten Themen »liegt die größte Belohnung der Arbeit in der Arbeit selbst« und »[i]ch arbeite nicht um des Geldes willen«, hatte Garve 1773 und 1774 (wie oben zitiert) geschrieben und sich damit in seiner Rolle als freier und selbstbestimmter Schriftsteller definiert: frei von buchhändlerisch-marktorientierten Verpflichtungen und frei von ökonomischen Zwängen, die ihm seine Verleger zumuten wollten.<sup>312</sup> Mit diesen Aussagen nutzte er im Diskurs um den ökonomischen Wert schriftstellerischer Arbeit seine finanziell unabhängigere Position aus und betonte den literarischen, aufklärerischen Wert als Kontrapunkt seines Arbeitens.

Christian Garve war tatsächlich einer der sehr wenigen freien Autoren des 18. Jahrhunderts. Letztlich hatte sich auch am Ende des Jahrhunderts an der Feststellung von Garves Lehrer Christian Fürchtegott Gellert aus dem Jahre 1750 nicht viel geändert: »Kein Autor kann von seinem Buchführer [=Verleger] leben; und wehe der Welt, wenn er von ihm Leben will!«<sup>313</sup> Die

<sup>311</sup> Brief Garves an Reich, 16.10.1773 (Manuskript im Freies Deutsches Hochstift, Frankfurter Goethemuseum, Sign.: 2820. »- - -« = unleserlich, Beschädigungen des Manuskriptes aufgrund von Kriegseinwirkung, ). Vgl. auch den Brief Garves an Reich, 11.2.1787 ((Manuskript in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Handschriftenabteilung, Literaturarchiv: Garve, Christian, 1890/590): Er habe nie Anträge seitens der Buchhandlung der Gelehrten erhalten, »u.[nd] ich würde auch keine annehmen.« Die unterschiedlichen Formen des sich vom Buchhandel emanzipierenden Selbstverlages bzw. eines darauf zielenden Suskriptionswesens (z. B. Klopstocks Gelehrtenrepublik; die Dessauer »Buchhandlung der Gelehrten«) waren vom Buchhandel alsbald unterdrückt worden. Vgl. Rosenstrauch, Buchmanufaktur, wie Anm. 25, S. 69 und 73-80. Wittmann, Der gerechtfertigte Nachdrucker, wie Anm. 33, S. 84f. *Wolfgang von Ungern-Sternberg*: Schriftstelleremanzipation und Buchkultur im 18. Jahrhundert. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 8 (1976), S. 72-93.

<sup>312</sup> Brief Garves Garve an Weiße, 22.11.1774 (wie Anm. 8).

<sup>313</sup> Brief Gellerts an Ernst Samuel Jacob Borchward, am 8.5.1750. In: Christian Fürchtegott Gellerts Briefwechsel. Hrsg. von *John F. Reynolds*. Bd. 1, Berlin / New York 1983, S. 48. Statt Geld gab es oft Naturalien – so erhielt Gellert für einen Nachdruck eines Buches durch Philipp Erasmus Reich »Einen Eimer Rheinwein ... unter dem Titel eines Honorars«. Vgl. Chr. F. Gellert's Tagebuch aus dem Jahre 1761. Leipzig 1863, unpag., hier zitiert nach



sogenannten freien Schriftsteller sind eher eine Erscheinung des 19. als bereits des 18. Jahrhunderts. Ein Rückzug in die schriftstellerische Innerlichkeit und Privatheit war zu Garves Lebenszeit nur sehr bedingt möglich.<sup>314</sup> Selten konnten die Autoren der Spätaufklärung von ihren Verdiensten aus ihren Publikationen leben. Der gerade zitierte Fabeldichter und Romanschreiber Gellert zum Beispiel wurde 1751 außerordentlicher Professor für Moral an der Universität Leipzig, erhielt eine Pension von 100 Talern, musste sich aber die restlichen gut 500 Taler, die er für seinen bescheidenen Junggesellen-Lebensunterhalt benötigte, durch öffentliche und private Vorlesungen verdienen.<sup>315</sup> Garves bereits mehrfach erwähnter Leipziger Freund Christian Felix Weiße war im Hauptberuf Kreissteuereinnehmer; der Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai – in der Volkskunde kein unbekannter Name – war zuerst Verleger, dann erst Schriftsteller. Garve hatte ein klares Bewusstsein um die disparate soziale Situation der deutschen Autoren. Mendelssohn wie Kant, Lessing wie Herder, Weiße wie Zollikofer, Schiller wie Goethe, Basedow wie Campe, Möser wie Nicolai, alle diese Bekannten oder Freunde Garves fanden ihr Auskommen auf der Basis von anderweitigen (haupt-)beruflichen Tätigkeiten.<sup>316</sup>

Die finanzielle Angewiesenheit auf eine Hofmeister- oder Bibliothekarsstelle, eine akademische Anstellung oder eine kaufmännische Tätigkeit war in Garves Augen allerdings nicht immer zuträglich für die Qualität der schriftstellerischen Produkte. Junge Autoren schrieben mit dieser Lebensperspektive

---

*Eckhardt Meyer-Krentler*: »... weil sein ganzes Leben eine Moral war.« Gellert und Gellerts Legende. In: Bernd Witte (Hg.): »Ein Lehrer der ganzen Nation«. Leben und Werk Christian Fürchtegott Gellerts. München 1990, S. 211-257, hier S. 251.

<sup>314</sup> *Franklin Kopitzsch*: Einleitung: Die Sozialgeschichte der Aufklärung als Forschungsaufgabe. In: Ders. (Hg.): Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland. 12 Aufsätze. München 1976, S. 11-169, S. 7 Anm. 18 und S. 71 ff. (= nymphenburger texte zur wissenschaft, modelluniversität, 24).

<sup>315</sup> Meyer-Krentler, wie Anm. 43, hier S. 250.

<sup>316</sup> Vgl. hierzu auch *Hans J. Haferkamp*: Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz und der Schriftsteller im Deutschland zwischen 1750 und 1800. In: Bernd Lutz (Hg.): Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750-1800. Stuttgart 1974, S. 113-275, hier S. 195-214, 222-230. (= Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaft, 3); Wittmann, Soziale und ökonomische Voraussetzungen, wie Anm. 7, hier S. 8-11. Wie außerordentlich gering die Zahl der freien Schriftsteller unter Garves Zeitgenossen Lebzeiten war, zeigt sich zum Beispiel an der Statistik der Mitarbeiter eines der wichtigsten aufklärerischen Journale, der ›Berlinischen Monatsschrift‹: Von etwa 300 Mitarbeitern sind nur 10-15 Autoren, also nur 3-5 %, als freie Schriftsteller einzuordnen, d. h. sie übten neben dem Schreiben keinen anderen Beruf, kein Amt aus. *Horst Möller*: Aufklärung in Preussen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai. Berlin 1974, hier S. 251f. (= Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 15). Vgl. auch *Helmut Kiesel / Paul Münch*: Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland. München 1977.

oftmals nicht um des Schreibens willen, sondern nur, um mittels des schriftstellerischen Ruhms baldmöglichst einen Brotberuf zu ergattern. Viele Autoren gingen daher mit unausgereiften Werken an die Öffentlichkeit:

»Eine Hauptursache davon ist wohl die, daß bey den meisten unsrer jungen Köpfe der Ruf, den sie als Schriftsteller suchen, bloß das Mittel seyn soll, ihr Glück zu machen. Freylich können sie alsdann nicht genug eilen, diesen Ruf zu erhalten; und es wäre sehr unnatürlich, wenn sie nicht mit einer kleinern Vollkommenheit ihrer Werke zufrieden wären, wofern dieselben nur gut genug sind, Leute, die ihre Umstände verbessern können, auf sie aufmerksam zu machen.«<sup>317</sup>

Garve beschrieb deshalb im Gegenzug die Situation des freien Schriftstellers als eines von jeglichem Amt befreiten Menschen äußerst positiv. Es sei »allerdings etwas wünschenswertes für einen an sich thätigen und fähigen Geist, von diesem Dringen und Drängen äußerer Gegenstände frey zu seyn, und weder durch einen Obern, noch durch die Noth, noch durch die bloße Lage in der Welt, immer von einer Beschäftigung, von einer Idee zur andern getrieben zu werden.«<sup>318</sup>

### *Der Schriftsteller als Selbstdenker*

Im Zuge von Garves schriftstellerischen Entwicklungen verschoben, ergänzten und setzten sich nicht nur die Themenbereiche seiner Arbeiten über die vier einleitend angeführten Phasen fort. Auch sein Selbstverständnis als aufklärerischer Autor hat er über die Zeit zunehmend prägnanter in seinen Selbstaussagen formuliert. In Garves Selbstverständnis war es die Aufgabe des Schriftstellers gegenüber seinem Publikum, »die Aufklärung bey einer Nation allgemein werden« zu lassen.<sup>319</sup> Die Frage ist nun, wie definiert Garve mit Bezug auf dieses Ziel den idealtypischen Schriftsteller? Diese Frage soll anhand von selbstreflexiven Aussagen Garves verfolgt werden. Diese beziehen sich auf eines von Garves zentralen Denk- und Handlungsmustern: die *eklektisch-selbstdenkende Diskursivität* als dem Ideal der

<sup>317</sup> Christian Garve: Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Litteratur. In: Ders., Gesammelte Werke, wie Anm. 1, Bd. 5/2, S. 3-28, hier S. 26 f.

<sup>318</sup> Christian Garve: Ueber die Muße. In: Ders., Gesammelte Werke, wie Anm. 1, Bd. 4/1, S. 263-272, hier S. 267.

<sup>319</sup> Brief Garves an Schiller, 17.10.1794 (wie Anm. 38).

Popularphilosophie.<sup>320</sup> Garve äußerte sich in unterschiedlichen Kontexten und mit je spezifischen Ausrichtungen. Ich werde drei – chronologisch aufeinander folgende – Artikulationsweisen darlegen.

In Christian Garves Aussagen der 1760er und frühen 1770er Jahre steht eine an sich selbst wahrgenommene, rezeptiv-reflektierende Denkart im Zentrum seiner Äußerungen. Diese Selbstwahrnehmung resultiert aus zwei (letztlich divergierenden) Diskursen. Einer ist der medizinisch-psychologische Diskurs um die Hypochondrie, wahrgenommen als eine Disbalance zwischen »actio« und »reactio« des menschlichen Körpers und Geistes. Innerhalb des Hypochondriediskurses definiert sich Garve zuvorderst als »er-leidend«, indem er seine Denktätigkeiten primär als passiv, rezeptiv und von außen angestoßen, kurzum als reaktiv darlegt. Denken ist damit in seiner Selbstwahrnehmung eine Reaktion auf Ideen Dritter, deren Denkweisen und Erfahrungen je nach Bedürfnis für eigene Denkanstöße übernommen werden. In diesem rezeptiv-eklektischen Sinn formulierte Garve etwa wie folgt: Sein Denken benötige »eine gewisse beständige Aufmunterung, eine Art von Bewegung und Feuer«<sup>321</sup>, sein Geist sei »ohne eine tägliche Nahrung trocken und leer. Er ist keine immerbrennende Flamme«.<sup>322</sup> Zugleich ist mit der »reactio«, dem Rezeptiven, Sich-Einprägenden auch auf die zeitgenössische – teils den Menschen als Sinnes-»Maschine« annehmenden – Diskurs des Materialismus und auf den philosophischen Sensualismus nach Locke verwiesen. In beiden Zitaten erscheinen zudem Konnotationen zur Lichtmetapher der Aufklärung. Aufklärung durch Selbstdenken, aber angeregt durch Impluse von außen – seien dies Lektüre oder Gespräche.<sup>323</sup>

Die Lichtmetapher verweist auf den anderen, funktional für die Popularphilosophie bedeutsameren, kommunikationstheoretischen Diskurs.<sup>324</sup>

<sup>320</sup> Begrifflich unterscheide ich im Folgenden zwischen einerseits Diskursen als den zeitgenössisch bedeutsamen Themen bzw. Auseinandersetzungsweisen und -plattformen und andererseits der Diskurvität als dem popularphilosophischen Modell eines an der empirischen Erfahrung ausgerichteten, selbstdenkenden und freundschaftlichen Gesprächs mit dem Ziel einer Wahrheitsannäherung.

<sup>321</sup> Brief Garves an Gellert, 10.9.[1767] (Manuskript im Staatsarchiv Hamburg, Sign.: Autographensammlung, Bestandsnr. 731-5, 9 Mappe 59/1 Garve; dort falsch zugeordnet als Brief an Schiller).

<sup>322</sup> Brief Garves an Zitzmann, 8.6.1767. In: Christian Garve's Vertraute Briefe an eine Freundin [= Wilhelmine Zitzmann]. Leipzig 1801.

<sup>323</sup> Erst nach Kant kommt es zur grundlegenden Kritik an dieser Form der Welt- und Wissensaneignung – sie führe bestenfalls zu synkretistischen Modellen und Theorien, schlimmstenfalls zu einer unreflektierten positivistischen Datenanhäufung.

<sup>324</sup> Zur Kommunikationstheorie der Aufklärung vgl. z. B. *Karl-Heinz Göttert*: Kommunika-

Während der Studienjahre Garves seit 1766 in Halle und in Leipzig war eine spezielle Form von Gesprächen idealtypisch und in der aufklärerischen Kommunikationstheorie verankert, die ausgerichtet waren auf eine freundschaftliche Auseinandersetzung in der Sache, auf ein diskutierendes und disputierendes Symphilosophieren.<sup>325</sup> In Anlehnung an die Platonischen Dialoge favorisierte man diese »sokratisch« genannte Diskursivität, die bei selbsttätig gemachten Erfahrungen und aktivem Selbstdenken ansetzte und auf einem gegenseitigen Anregen und Korrigieren beruhte. Das Gesprächsmodell ist mit Garves Worten zu definieren: »Freunde der Wahrheit, die sich durch einander aufzuklären suchen«.<sup>326</sup> Das Ziel dieser Diskursivität ist die Gewinnung eines Common-Sense, eines »allgemeinen Menschensinnes«<sup>327</sup> oder *sensus communis*, erreicht durch die im Gespräch stattfindende, gemeinsame Aufklärung und eine sich im Gesprächsverlauf einstellende, vernunftgeleitete Wahrheitsannäherung. Wahrheit als Ideal wird angestrebt, ist aber, wenn überhaupt, nur durch das Aushandeln von Ansichten und Meinungen nach und nach erreichbar.<sup>328</sup>

Der Schriftsteller als Selbstdenker arbeitet nun wiederum in Anlehnung an dieses Gesprächsmodell zu Diensten des als Gesprächspartner verstandenen Publikums, indem er ihm »Hilfsmittel seiner Aufklärung, oder einen Beytrag zu den Schätzen seiner Kenntnisse«<sup>329</sup> anbietet. Wo er dies nicht sicher leisten kann, strebt er doch wenigstens danach, dass er als »Schriftsteller höchstens nur das Verdienst haben kann, das, was der vernünftige

---

tionsideale. Untersuchungen zur europäischen Konversationstheorie. München 1988. Markus Fauser: *Das Gespräch im 18. Jahrhundert. Rhetorik und Geselligkeit in Deutschland*. Stuttgart 1991. Ders.: *Rhetorik und Umgang. Topik des Gesprächs im 18. Jahrhundert*. In: *Euphorion* 86 (1992), S.407-428. Claudia Schmolders (Hg.): *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München 1979. Dietrich Böhler / Hosrt Gronke: *Diskurs*. In: Gerd Ueding (Hg.): *Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 1 ff, Tübingen 1992 ff., hier Bd. 2, Sp. 764-819.

<sup>325</sup> Vgl. [Christian Garve]: Rezension: Mendelssohn, Moses: *Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele, in drey Gesprächen von Moses Mendelssohn*. Berlin, bey Nicolai 1767. (309 S.). In: *Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* 6 (1768), 1. Stück, S. 80-107, und 2. Stück, S. 313-339, hier S. 81 ff.

<sup>326</sup> Garve, Rez. Mendelssohn: *Phädon*, wie Anm. 55, S. 95. Zu den historischen Wurzeln dieser nutzenorientierten Gesprächsauffassung im Pietismus, die von Georg Friedrich Meier aufgebrochen wurde, vgl. Fauser, *Rhetorik und Umgang*, wie Anm. 54, hier S. 410-413.

<sup>327</sup> Christian Garve: *Eigene Betrachtungen über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre. Ein Anhang zu der Uebersicht der verschiedenen Moralsysteme*. In: Ders., *Gesammelte Werke*, wie Anm. 1, Bd. 8, hier S. 1.

<sup>328</sup> Vgl. hierzu ausführlich Koch-Schwarzer, wie Anm. 1, hier S.109-124; Wölfel, Nachwort, wie Anm. 5.

<sup>329</sup> Christian Garve: *Vorrede*. In: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd.1/1, S. III.

Mann über die Sache immer gedacht hat, deutlicher mit Worten auszudrücken«. <sup>330</sup>

Diese Definition seines schriftstellerischen Selbstverständnisses beruht ganz auf der Idee der kommunikativen Wissensvermittlung. Garve definierte seine Leistungen daher als eine analytische Fähigkeit, auch vermeintlich leichte Themen begrifflich so weit zu durchdringen und dabei fürs Publikum ein Vordenken zu leisten, dass er damit dessen Aufklärung fördere:

Die »einzige Gabe, die mir der Himmel verliehen hat, [ist] manchen Begriff in seinen feineren Theilen zu zergliedern; in dem, was jedermann leicht scheint, Schwierigkeiten, und was einfach scheint, Verwicklung zu suchen«. Und es sei diese »Gabe, [...] durch welche ich jemals etwas zum Besten meiner Mitbürger, oder der Wissenschaft, werde thun können.« <sup>331</sup>

Dieses Konzept des Schriftstellers als eines Vordenkers findet sich ebenso in den literarisch-ästhetischen Leitideen, die Garve in seiner zweiten thematischen Phase um 1770 in Rezensionen und Abhandlungen ausformulierte und wo er von Literaten, Poeten und Philosophen forderte, Dinge präziser und klarer auszudrücken, um beim Rezipienten einen »interessierenden« Prozess des Selbstdenkens anzuregen. Es geht Garve bei diesem Vordenken immer wieder um die Präzision, die Klarheit und die Deutlichkeit des Denkens und des Schreibens. Einfache Themen philosophisch und sprachlich deutlich und verständlich darzustellen – das ist Ziel des popularphilosophischen Schreibens. <sup>332</sup>

Hilfestellung des Autors bei der Selbstaufklärung der Rezipienten – diese Auffassung verbindet Garves Selbstverständnis, seine Motivation und seine Ziele als Autor mit Kants Gedanken über Aufklärung und Selbstdenken. Ein mündiger Mensch kann sich, wie Immanuel Kant definierte und wie es im Konzept des Selbstdenkens auch bei Garve definiert war, seines Verstandes ohne Leitung eines andern aktiv bedienen. <sup>333</sup> Schon in seinen ersten psycho-

<sup>330</sup> Ebd., S. III f.

<sup>331</sup> Brief Garves an A.K. Garve, 2.3.1771 (Menzel, wie Anm. 8).

<sup>332</sup> Vgl. z. B. *Christian Garve: Rezensent*: [Herder, Johann Gottfried:] Fragmente als Beilage zu den Briefen die neueste Litteratur betreffend, dritte Sammlung. Riga, bey Joh. Fr. Hartknoch 1767. (331.S.) In: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste 5 (1767), 2. Stück, S. 241-291, hier S. 251-254; kritischer ist Garves Haltung, wenn sich diese Art des Vordenkens in Meinungsmacherei verwandelt, vgl. *Christian Garve: Ueber die öffentliche Meinung*. In: Ders., Gesammelte Werke, wie Anm. 1, Bd. 3, S. 291-334, hier S. 331 f.

<sup>333</sup> *Immanuel Kant: Was heißt, sich im Denken orientieren?* In: Ders.: Werke in sechs Bänden. Hrsg. von Rolf Toman. Bd. 6, Köln 1995, S. 190-207; ders., Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Ebd., S. 162-170.

logischen Arbeiten trennte Garve in diesem Sinne zwischen der »Gabe, bloß Andrer Gedanken zu behalten«, und der »Fähigkeit selbst zu denken«. <sup>334</sup> Seit Garves früher Auseinandersetzung mit den Gedanken Moses Mendelssohns und bis hin zu seinem Artikel »Von der Popularität des Vortrags« aus dem Jahr 1793 war für sein schriftstellerisches Verständnis das Verhältnis zwischen den Lernenden bzw. Lesenden und den Schreibenden im Modus des Dialogs fundiert. Als »Methode des Unterrichts«, so Garve, sei die diskursive Dialogform die beste, und zur »Bildung eines philosophischen Genies« sei sie sogar die einzige Methode.

Die passiv-rezeptive Haltung des Denkenden ist zunächst wie die Position eines Lernenden im Enkulturationsprozess zu verstehen. Gleichzeitig ist sie der Anstoß bzw. Ausgangspunkt der Entwicklung zum eigenständigen Denken und zur Position des »Selbstdenkens« – und damit des potenziell »Anstoßenden« oder »Lehrenden« in dieser Gesprächskultur:

»Es kömmt auch auf die Freunde und den Umgang an, den wir in der Zeit unsrer Bildung haben. Sind es Leute, die so etwas von der Sokratischen Hebammenkunst haben, die unsern halbgebohrnen Ideen heraushelfen, sie mit uns besichtigen, zergliedern, und auf alle Seiten drehen: so gewöhnen wir uns selbst auch dazu.« <sup>335</sup>

Der Dialog im sokratischen Sinne gebe »den Ideen andrer die Geburtshülfe« (Mäeutik), denn er arbeite »ohne ein einmal angenommenes System, auf welches er alles zurückbringt«. Dabei stelle der Dialog bzw. der dialogisch arbeitende Schriftsteller »bey jeder vorgelegten Materie immer eine neue Untersuchung« an, oder er wiederhole »seine eigne Erfindung so oft [...], als er andre davon unterrichten will« bzw. untersuche »die philosophischen Ideen, die als gewiß und ausgemacht in Grundsätze des Betragens und der Sitten verwandelt worden, von neuem«. <sup>336</sup> Das dialogisch-diskursive Philo-

<sup>334</sup> *Christian Garve*: Ueber die Prüfung der Fähigkeiten. In: Ders., Gesammelte Werke, wie Anm. 1, Band 5/1, S.1-91, hier S. 15.

<sup>335</sup> Brief Garves an Weiße, 17.3.1773 (wie Anm. 8)

<sup>336</sup> Alle vorstehenden Zitate: Garve, Rez. Mendelssohn: Phädon, wie Anm. 55, S. 81 ff. Siehe auch Vierhaus, Mendelssohn und die Popularphilosophie (Anm.4), S. 33. Als philosophisches Vorbild vgl. die Ausführungen von *Johann August Ernesti* in seinem »Progr. de Philosophia Popvlari prolvsio Actvi Oratorio in schola Thomana a.d.vi. non. maias a. mdccclv praemissa a Rectore Io. Avg. Ernesti«, der scheidet: »Quid dicam de Cicerone, qui Philosophiam latinis literis non modo illustravit, sed etiam ornauit, maximeque popularem effecit: qui, non modo cum in sermone ac dialogo scribit, copiosus et praedulcis est, sed etiam cum de officiis praecipit filio.« Zitiert nach dem Abdruck bei *Roland Mortier*: Diderot, Ernesti, et la »Philosophie Populaire«. In: Pappas, John (Hg.): Essays on Diderot an the Enlightenment in Honor of Otis Fellows. Genève 1974, S. 207-230, hier S. 215 (= Histoire

sophieren wurde im essayistischen Schreiben zur wichtigsten Gattung der popularphilosophischen Rhetorik. Die »sokratische(n) Methode« im Essay war nach Garves Einschätzung die ideale Form der Vermittlung, da sie den Weg der Erkenntnisgewinnung in anschaulicher, lebendiger und nachvollziehbarer Weise nachzeichne sowie Autor und Leser als gleichberechtigte Partner in einem gemeinsamen Lernprozess zusammenführe – und im Idealfalle im Sinne des Selbstdenkens darüber hinaus wirke.<sup>337</sup>

Diese Aussagen zum Verhältnis von Passivität und Aktivität des Denkens und zur Funktion der sokratischen Gespräche stammen v. a. aus der Zeit der ersten und zweiten Phase von Garves schriftstellerischer Tätigkeit. Das Ziel dieser Aussagen Garves über sein Selbstverständnis ist die Definition eines zentralen Kriteriums aufklärerischen Seins: das freundschaftliche Miteinanderreden und -denken, das zusammen mit der kritisch-rezeptiven, eklektischen Übernahme der Gedanken anderer Menschen auf das Paradi-gmaelement der Popularphilosophie ausgerichtet war – das Selbstdenken. Als musterhaft für dieses, von den Gedanken Dritter angeregte Weiterdenken sahen Zeitgenossen Garves kommentierte Übersetzungen. Im Vordergrund des Lobes standen die Art und Weise der kommentierenden und fortführenden Anmerkungen Garves, die – so fragmentarisch sie als einzelne Gedankensplitter sein mochten – doch genau dem Ideal des Selbstdenkens entsprachen.<sup>338</sup>

Mitte der 1780er Jahre zeichnet sich hinsichtlich dieses eklektisch-kommunikativ ausgerichteten Diskursivitätsideals, das erst gar kein in sich geschlossenes System des Philosophierens anstrebte, eine gewandelte Aussagestrategie bei Garve ab. Das Fragmentarische dieser Art des Philosophierens und Schreibens in Essays, Aufsätzen, Kommentaren etc., das Fehlen eines

---

des *Idées et Critique Littéraire*, 140).

<sup>337</sup> Vgl. etwa *Christian Garve*. Rezension [Herder, Johann Gottfried:] Ueber die deutsche neue Litteratur. Erste und zwote Sammlung von Fragmenten. 1767. (306.S.) In: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste 4 (1767), 1. Stück, S. 40-78, hier S. 43. Ebenso *Christian Garve*. Ueber Lessings Laokoon. In: Ders., Gesammelte Werke, wie Anm.1, Band 5/2, S. 103-146, hier S. 145 f. *Gerhard Sauder*. Popularphilosophie und Kant-Exegese: Daniel Jenisch. In: Christoph Jamme / Gerhard Kurz (Hg.): Idealismus und Aufklärung. Kontinuität und Kritik der Aufklärung in Philosophie und Poesie um 1800. Stuttgart 1988, S. 162-178, hier S. 164 (= Deutscher Idealismus, 14). Siehe auch *Helmut Holzhey*. Popularphilosophie. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 1 ff, Basel / Stuttgart 1971 ff, hier Bd. 7, Sp. 1093-1100, hier Sp. 1096.

<sup>338</sup> Vgl. die Rezension von Garves Ferguson-Übersetzung durch [*Christoph Martin Wieland*]: In: Erfurtische Gelehrte Zeitung vom 27.4.1772, S. 265-270, hier S. 266 ff.

einheitlichen Denksystems oder von in sich geschlossenen »großen Werken« wurde im philosophischen wie im literarischen Diskurs der 1780er zunehmend kritisiert und als unzulänglich gekennzeichnet. Es ist nur konsequent für einen auf die ihn umgebenden Diskurse stets reagierenden Autor, wie diese kritischen Argumente auch von Garve aufgenommen wurden, etwa wenn er den eklektischen Fragmentarismus als Phänomen der Prosawerke auch seiner popularphilosophischen Zeitgenossen wie Mendelssohn, Lessing und Engel ansprach.<sup>339</sup> Dies zeigt, dass er sehr bewusst wahrnahm, dass dieses Ideal des Selbstdenkens langsam altmodisch bzw. als überholt stigmatisiert wurde. Explizit positionierte sich Garve gegenüber der allmählichen Ablösung des popularphilosophischen Paradigmaelemente des diskursiven Selbstdenkens<sup>340</sup>, indem er nun zu einer rechtfertigenden Aussageform griff. So etwa wenn er 1783 das für ihn nach wie vor typische, kommentierende Übersetzen in der Vorrede zur Macfarlan-Übersetzung als ein neuerliches Bekenntnis zum rezeptiv-eklektischen Philosophieren formulierte.<sup>341</sup>

Weitere Selbstaussagen Garves aus der dritten und dann vierten Phase seiner Schriftstellerei enthalten neben einem rechtfertigenden bald auch einen resignativen Ton. Der Kontext hierfür ist zu lokalisieren innerhalb der Auseinandersetzungen Garves mit der Erkenntnistheorie Immanuel Kants und deren singulärem Wahrheitsanspruch. Für Garve ist dieses Philosophiesystem das Gegenteil seiner Idee einer gemeinsam in der Kommunikation stattfindenden Annäherung an eine Common-Sense-Wahrheit. Zur gleichen Zeit ist zudem eine Auflösung des von Garve vertretenen

<sup>339</sup> Vgl. *Christian Garve*: Ueber die Frage: Warum stehen die Deutschen, nach dem Geständniß ihrer besten Schriftsteller, in Ansehung einer guten prosaischen, gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Franzosen und Engländer, zurück? und welches ist der besten deutschen Prosaisten charakteristisches Verdienst? Ein Fragment. In: Ders., *Gesammelte Werke*, wie Anm. 1, Bd. 5/2, S. 61-82, hier S. 68-80.

<sup>340</sup> Seit etwa Mitte der 1780er Jahre begann der Niedergang dieser Denk- und Schreibschule. Ihre reflexiven wie literarischen Fähigkeiten und die von ihnen verfolgten Themenschwerpunkte wurden zunehmend und dann rigoros seit der Wende zum 19. Jahrhundert zunehmend geringer geachtet. Christian Garves Werk, sein Denken, seine Ziele wurden durch die nachfolgenden literarischen und philosophischen Strömungen für lange Zeit aus dem kulturellen Gedächtnis und sogar aus den Rezeptionswegen vieler Wissenschaften gelöscht. Zu diesem Ausgrenzungsprozess, der Auswirkungen nicht zuletzt auf die Fachgeschichtsschreibung der Volkskunde hatte, vgl. die Ausführungen bei Koch-Schwarzer, wie Anm. 1, hier S. 269-291.

<sup>341</sup> Vgl. *Christian Garve*: Vorrede zum Anhang. In: Johann Macfarlans, *Predigers in Edinburg, Untersuchungen über die Armuth, die Ursachen derselben und die Mittel ihr abzuhelfen*. In: Ders., *Gesammelte Werke*, wie Anm.1, Bd. 12, , S.III-XXVI, hier S. IV. Fast gleichlautende Aussagen auch in seiner Rede anlässlich der Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften 1786: *Christian Garve*: Discours sur l'utilité des Académies. In: Ders., *Gesammelte Werke*, wie Anm. 1, Bd. 5/2, S. 358-379, hier S. 359.



Ideals der freundschaftlichen Diskursivität ›in der Sache‹ in der wissenschaftlich-publizistischen Landschaft beobachtbar. Es sind vielmehr scharfe Dispute, die Nicolai und Biester, Schiller und Goethe oder Schleiermacher und die beiden Schlegels in der Welt der Gebildeten forcierten. Die in diesen Disputen oft bewusst betriebene, neue Form einer intolerant-parteiischen Auseinandersetzung, die auf die Behauptung eines absoluten und daher nicht mehr diskutierbaren Wahrheitsanspruchs gerichtet war und die auch ganz persönliche Attacken auf den jeweiligen ›Gegner‹ nicht vermied.

Auch Garve war in verschiedene dieser Dispute verwickelt worden.<sup>342</sup> Diese Art der Diskussionen von unversöhnlichen Positionen aus ließen Garve zunehmend resignieren, wie in folgenden Zitat erkennbar:

»Die Extreme sind alle besetzt: die äußerste Subtilität in der Speculation, die wildesten Ausflüge der Einbildungskraft, sind in der Nation und in ihren Schriften vorhanden: das ruhige, verständliche, anmuthige und lehrreiche Denken und Schreiben ist äußerst selten.«<sup>343</sup>

Diese Resignation erfährt dann in den späten 1780er und den 1790er Jahren – also in der vierten Phase seiner Schriftstellerei – eine neue Stoßrichtung: Garves Selbstaussagen wirken nun wie ironisch zugespitzt. Er formulierte gewissermaßen mit dem abgeklärten Bewusstsein desjenigen, der sich von den Trends seiner Zeit tatsächlich als endgültig überholt ansah, sein Ideal eines selbstdenkenden Schriftstellers. Ob in Briefen<sup>344</sup> oder in seinen publizierten Schriften, er tat dies mit klarer Spitze gegen seine Kritiker. Selbstbewusst konstatierte er z. B. in einer Art autobiographischer Rückschau, kein »originärer« oder »spekulativer« Denker zu sein, aber ein guter Lehrer:

»Wenn ich die Geschichte meines Lebens überdenke: so glaube ich in der That, mir das Verdienst, welches Horaz auf übergroßer Bescheidenheit zu seinem einzigen macht, anmaßen zu dürfen; ich glaube nicht ganz unnütz als Wetzstein für Andere gewesen zu seyn, wenn ich auch, als schneidendes Instrument, nur wenig ausgerichtet habe. Selbst in meinen Schriften

<sup>342</sup> Vgl. Koch-Schwarzer, wie Anm. 1, S. 174-186, zur Krise des Diskursideals und Garves Reaktionen und abwehrenden Aussagen dazu.

<sup>343</sup> Garve an Weiße, 15.8.1787 (wie Anm. 8).

<sup>344</sup> Vgl. den Brief Garves an Reinhold, 14.8.1789. In: *Ernst Reinhold* (Hg.): *Karl Leonhard Reinhold's Leben und litterarisches Wirken, nebst einer Auswahl von Briefen Kant's, Fichte's, Jacobi's und andrer philosophirender [!] Zeitgenossen an ihn*. Jena 1825, hier S. 346-348.

habe ich die Wissenschaften nicht mit großen und neuen Entdeckungen bereichert: aber ich habe manche Leser zum Nachdenken gebracht.«<sup>345</sup>

Die ironische Spitze dieser Aussage liegt im Übrigen weniger in der fast sanftmütigen Abgeklärtheit des alternden Garve, sondern vor allem in dem von ihm gewählten ›Ort des Sprechens‹ für diese Aussage: Garve schrieb dies in seiner Vorrede zur Auseinandersetzung mit der Kantischen Moralphilosophie. Diese Schrift Garves setzte sein Ideal des Selbstdenkens und die daraus erwachsende aufklärerische Diskursivität kurz vor seinem Tod nochmals in idealtypischer Weise um. Sie bildet die kritische wie selbstkritisch reflektierende Kommentierung der Gedanken anderer – hier Kants, des neuen Sterns am zeitgenössischen Himmel der Philosophie. Sie ist möglichst unparteiisch, aber doch selbstdenkend gewichtend, sie würdigt die Vorzüge des ›Gesprächspartners‹ und bemüht sich mittels der ›Aufklärung‹ schwer verständlicher Punkte und Passagen um das Ziel allen Philosophierens und Schreibens bei Garve: Es ist nach wie vor das Anregen des Selbstdenkens der Leser. Oder wie Garve in einem Brief an Kant mit eben diesem Selbstbewusstsein über die für ihn immer bleibende Berechtigung seiner Art der Schriftstellerei schrieb: »Es ist die größte Belohnung des Selbstdenkens, wenn er die Denkkräfte anderer in Thätigkeit setzt.«<sup>346</sup>

### *Der Schriftsteller und sein Publikum*

Die dargelegten Auffassungen Garves über den im Selbstdenken fundierten, gleichberechtigten Bezug zwischen Autor und Publikum verdeutlichen ein Selbstverständnis, das weitgehend positiv und auf Erfolg ausgerichtet erscheint. Wenn im Folgenden abschließend noch solche Selbsterfahrungen Garves als Autor dargelegt werden, die seine Ängste und Wünsche widerspiegeln, dann zeigt dies die subjektive Seite und die emotionalen Selbsterfahrungen in seinem Autorentum.

Bereits in den frühen Briefen an seine Mutter Anna Katharina Garve finden sich vielfache Hinweise darauf, dass Garve sein Beruf als Professor und Schriftsteller nicht leicht fiel. Er arbeite, so berichtete er selbstkritisch, daher oftmals nur zögerlich: »Es ist ein gewisses Mißtrauen, eine Furcht,

<sup>345</sup> Garve, *Eigene Betrachtungen*, wie Anm. 57, Vorrede, unpaginiert.

<sup>346</sup> Brief Garves an Kant, 18.6.1792. In: *Günter Schulz*: Christian Garve und Immanuel Kant. Gelehrtentugenden im 18. Jahrhundert. In: *Jahrbuch der schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität Breslau* 5 (1960), S. 123-188.

daß die Sache nicht gelingen möchte, eine Verzagtheit.« Garve umschrieb dieses Empfinden zudem als eine »Feigheit vor der Mühe«, weil der Arbeitsaufwand vielfach nicht abschätzbar sei.<sup>347</sup> Der pragmatischen Empfehlung seiner Mutter, doch zunächst einfach ungehemmt alles aufzuschreiben und das Geschriebene dann aus einer gewissen zeitlichen Distanz und mit Muße wieder zu überarbeiten, hielt Garve nachfolgend zitierte, rechtfertigende Analyse der Emotionen und der Ängste vor dem »leeren Blatt« entgegen, welche sich kaum von modernen Thematisierungen des Problems von Arbeits- oder Schreib-»Vermeidungen« unterscheidet:

»Aber die natürliche Trägheit kämpft mit der Begierde, die uns antreibt, wirksam zu seyn. Das Mißtrauen auf uns selbst kömmt hinzu. Man sieht ich weiß nicht wie schon zum Voraus, daß das, was wir machen nicht gelingen wird. Diesen Augenblick will man so weit von sich entfernen, als man kann. Man hat sich, so zu sagen, noch nichts daran verdorben, so lange man nicht angefangen hat.«<sup>348</sup>

Gerade diese Perspektive auf künftige Reaktionen des Selbst- oder Fremdurteils, sich noch nichts »verdorben« zu haben, führte Garve zwar zur Einsicht in die Folgen solchen Selbstmisstrauens: »Ohne Muth läßt sich nichts, oder sehr wenig Gutes thun; und der Gedanke, daß wir Nichts werth sind, benimmt uns den Muth.«<sup>349</sup> Dennoch würde, so Garve, sein Phlegma und seine Angst vor dem Versagen begleitet von spezifischen Verzögerungstaktiken, die schließlich einzig und allein durch den Druck etwa der Verleger zu durchkreuzen seien. Verpflichtungen dieser Art würden daher von ihm so lange wie es ginge verschoben, »weil's mir verdrießlich wird.«<sup>350</sup> An anderer Stelle schrieb Garve selbstrechtfertigend: »[S]o ist weiter nichts zu thun, als die Sache wird so lange verschoben, bis ich etwas Gutes, Brauchbares geschrieben habe.«<sup>351</sup>

Solchen Aussagen stehen nur selten Formulierungen entgegen, welche auch ein wenig den Eigenwert seiner Arbeit artikulieren. Verzögerungen werden im letzteren Fall von Garve erklärt, dass »das meine Schuld nicht ist, und es

---

<sup>347</sup> Brief Garves an A.K. Garve, 20.1.1770 (Menzel, wie Anm. 8; Manuskript auch in der Universitätsbibliothek Leipzig, Sign.: Sammlung Roemer).

<sup>348</sup> Brief Garves an A.K. Garve, 30.1.1770 (Menzel, wie Anm. 8).

<sup>349</sup> Brief Garves an A.K. Garve, 4.5.1771 (Menzel, wie Anm. 8; Manuskript auch im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig).

<sup>350</sup> Brief Garves an A.K. Garve, 24.7.1770 (Menzel, wie Anm. 8; Manuskript auch im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig – hier datiert auf den 4.7.1770).

<sup>351</sup> Garve an A.K. Garve, 26.6.1770 (Menzel, wie Anm. 8).

mit der Schriftstellerey nun einmal so nicht ist, wie mit einem Stück Maurerarbeit, die fertig seyn muß, wenn sie bedungen ist [...]«<sup>352</sup>:

»Man will immer einen günstigen Augenblick abwarten. Man sucht unterdessen eine andere Beschäftigung. Die Zeit verstreicht darüber. Durch die öftere Verzögerung haben sich die Hindernisse gehäuft, oder sind in unsern Gedanken lebhafter geworden. Endlich ist nichts als die gegenwärtige Nothwendigkeit, die uns aus der Lethargie ziehen kann.«<sup>353</sup>

Selbst das Rezensieren für die Weißesche ›Neue Bibliothek‹ fiel ihm damals zunehmend schwerer. Es sei »Arbeit, angenehm, aber doch immer Arbeit, und welche Zeit braucht. Das Recensiren ist in der Absicht, eine undankbare Arbeit. Sie ist vielleicht schwerer, als man es ihr ansieht; sie verdient nicht viel Dank, und kostet doch Mühe.«<sup>354</sup> Und ein gutes halbes Jahr später schrieb er: »Des Recensirens, die Wahrheit zu sagen, bin ich herzlich satt. Es ist viel Arbeit und wenig Dank dabei [...]. Deswegen schieb ich immer die Arbeit auf, bis mir zuletzt der Buchdrucker über den Hals kömmt«<sup>355</sup>. Obwohl doch bezahlter ›freier‹ Autor, fühlte Garve sich doch nicht themtisch ›frei‹, denn »solche gedungene Arbeiten sind immer etwas Verdrüßliches.«<sup>356</sup>

Nicht nur im Schreiben, auch in seiner Lehrtätigkeit hatte Garve mit ähnlichen Ängsten zu kämpfen. Er litt unter seiner »Furchtsamkeit«: »Ich kann mich von einem gewissen Zwange, einer Aengstlichkeit, nicht ganz losmachen, deren Bestreitung mir mehr Mühe kostet, als meine Arbeit selbst.«<sup>357</sup> Garve beurteilte daher seine Eignung zum akademischen Lehrer schon kurz nach der Übernahme seiner außerordentliche Professur für Philosophie eher kritisch: »Ueberhaupt weiß ich nicht, ob ich auf der Akademie mein Leben beschließen sollte. [...] ich glaube, ich habe noch mehr Talente zum Schriftsteller, als zum Lehrer [...]«<sup>358</sup>

<sup>352</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 10.2.1770 (Menzel, wie Anm. 8; Manuskript auch im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig).

<sup>353</sup> Brief Garves an A.K. Garve, 30.1.1770 (Menzel, wie Anm. 8).

<sup>354</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 26.6.1770 (Menzel, wie Anm. 8); vgl. zum Rezensieren als gering belohnter Arbeit auch den Brief Garves an Weiße, 21.1.1775 (wie Anm. 8).

<sup>355</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 12.1.1771 (Menzel, wie Anm. 8).

<sup>356</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 6.4.1771 (Menzel, wie Anm. 8; Manuskript auch im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig).

<sup>357</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 30.5.1770 (Anm.31).

<sup>358</sup> Brief Garves an Christian Friedrich Förster, [Ende 1771]. Mscr. Universitätsbibliothek Wroclaw, Nachlass Chr. Garve, M 1300 VI/24.

Bald nach den ersten Erfolgen als Autor nicht nur mit seinen akademischen Qualifikationsarbeiten, sondern vor allem als psychologischer und literaturkritischer Schriftsteller, fiel Garve das Schreiben immer schwerer: »Ich werde mit nichts fertig, und das, womit ich fertig werde, mißfällt mir.«<sup>359</sup> Die unter größten Mühen hergestellten Schriften empfand er zudem als die schlechtesten.<sup>360</sup>

Diese Problematisierungen seiner Bemühungen als einer Art von Zwang sowie dieses Zwanges als eines Denk- und Schreibhemmnisses zeigt eine enge Vernetzung mit dem Geniediskurs jener Zeit, welcher mit seinen Naturalisierungen auf die Ganzheitlichkeit des Geistkörperwesens Mensch (»Naturgenie«) zielte.<sup>361</sup> Dem Genie – so die These – mit seinem natürlichen Talent gehe alles spielerisch von der Hand, es fließe ihm quasi mühelos alles aus der Feder. Garve formulierte dies als kompletten Gegensatz zum Gefühl des Selbstzwanges in seiner Schreiberfahrung: »Alles, was ich mit Lust thue, und was gut werden soll, muß flüchtig geschehen.«<sup>362</sup> Ähnlich formulierte er in einem seiner frühen Artikel für Weißes ›Bibliothek‹: »Welche Arbeiten des Geistes gerathen wohl in irgend einer Art besser, als diejenigen, bey welchen man sich am wenigsten ängstlich bemüht sie vortreflich zu machen?«<sup>363</sup> Leichtigkeit, Ungezwungenheit und eine dem Schreibprozess förderliche Emotionalität sind Elemente des Geniediskurses, der intentional auf ein Ideal des unreflektierten Mit-sich-selbst-eins-Seins zielte.

Briefe waren hierbei das Medium, in dem Garve sich in aller Regel freier, ungezwungener, emotionaler empfand. Beim Briefschreiben liege alles Niederzuschreibende »schon ganz in meiner Seele« bereit.<sup>364</sup> Aufgrund der Leichtigkeit und relativen Flüchtigkeit des dialogischen Gedankenentwurfs konstatierte Garve eine spezifische Intensität des Briefschreibens darin, dass

<sup>359</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 6.12.1770 (Anm.31):

<sup>360</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 30.3.1770 (Anm.31).

<sup>361</sup> Garves Auseinandersetzungen innerhalb dieses Diskurses finden sich in seiner frühen Schrift »Ueber die Fähigkeiten« und später wieder in »Ueber die Kunst zu denken«. Zu seinen frühen Auseinandersetzungen mit dem Diskurs um den Geniebegriff zählt ebenso seine Übersetzung von Alexander Gerard: Versuch über das Genie. Aus dem Englischen übersetzt von Christian Garve. Leipzig 1776. Vgl. auch *Ina Schabert / Barbara Schaff* (Hg.): Autorschaft. Genus und Genie um 1800. Berlin 1994.

<sup>362</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 14.[11.1770] (Anm.31).

<sup>363</sup> *Christian Garve: Ueber die Verschiedenheiten in der Werken der ältesten und neuern Schriftsteller.* In: Ders., Gesammelte Werke (wie Anm. 1), Band 5, Teil 1, S. 94.

<sup>364</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 3.10.1770 (Anm.31).

hier nur die Gedanken selbst und nicht die ausgefeilte Form ihrer Darstellung im Vordergrund stünden.<sup>365</sup> So differenzierte er zwischen Briefen und seinem Schreiben für die Öffentlichkeit, »wo mir das Herz weniger sagt«. Anders als beim Briefschreiben dominiere hier »die Reflexion«, und »die Pflicht redet selten so frei und mit eben so viel Leichtigkeit« wie der schriftliche Dialog zwischen Freunden.<sup>366</sup>

Selbst das Briefeschreiben an seine Mutter geriet Garve alsbald schon zum Exempel seiner Schreibkrisen:

»Ich Thor kann keine kurze Briefe schreiben und deßwegen schreibe ich auch so selten. Wie man doch endlich aller Sachen überdrüssig wird. Ich, der ich von meiner Jugend an so gerne die Feder in der Hand gehabt habe, der unter allen Menschen, für die er schreiben kann, gerade für seine Mutter am liebsten schreibt, dieser Mensch ist doch nun schon des Werkzeugs seines Gebrauchs, und des Denkens selbst so müde und satt [...]«.<sup>367</sup>

Auch der oben schon kurz thematisierte Hypochondriediskurs führte Garve intensiv auf die Suche nach seinen psychologischen Erfahrungen mit dem Schreiben und nach den psychosomatischen Empfindungen dabei. Diese Erfahrungsseelenkunde als Selbstanalyse spiegelt sich bereits in den oben angeführten Aussagen.

Aus seinen Schreibkrisen wird alsbald eine Lebenskrise. 1772 gab Garve seine Tätigkeit als außerordentlicher Professor in Leipzig auf, kehrte nach Breslau in den Haushalt seiner Mutter zurück. Diesen künftigen Weg in ein von beruflichen Tätigkeiten und Pflichten losgelöstes Leben thematisierte er bereits 1770: »Aber das merke ich, das Nichtsthun würde eine excellente Kur für mich seyn.«<sup>368</sup> Deutlich tritt mit dem (seelen-)gesundheitlichen Aspekt der Hypochondriediskurs hervor. Und auch das eskapistische Moment der Freiheit von Pflichten begegnet wieder in folgender Selbstausage: »Was also eigentlich dazu gehörte, mich gesund zu machen? Entweder die Gabe, mit der vollkommenen Ruhe eines Ernesti, ohne

Anstrengung, ohne Unruhe zu arbeiten, oder die Befreiung von der Arbeit.«<sup>369</sup>

<sup>365</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 15.7.1769. Manuskript in der Universitätsbibliothek Wrocław, Nachlass Chr. Garve. M 1298/244.

<sup>366</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 3.10.1770 (Menzel, wie Anm. 8).

<sup>367</sup> Brief Garves an A.K. Garve, 3.2.1770 (Menzel, wie Anm. 8).

<sup>368</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 27.10.1770 (Menzel, wie Anm. 8).

<sup>369</sup> Brief Garves an A.K.Garve, 13.10.1770 (Menzel, wie Anm. 8).

Die in den vorstehenden Aussagen formulierten Erfahrungen und Empfindungen führten Garve schließlich zur Aufgabe seines akademischen Amtes und zur Rückkehr nach Breslau. Nun überwog zunächst der hypochondrische Diskurs in Garves Selbstaussagen, eine völlige Unfähigkeit, aktiv zu sein – heute spräche man wohl von einem Burn-out-Syndrom: »Diese Art innerer Lähmung macht, daß ich eben so nothwendig die Feder oder das Buch wegwerfen muß, wenn ich ein wenig lese oder schreibe.«<sup>370</sup>

Nach 1772 beginnt die dritte Phase von Garves Schriftstellerei als eine Zeit der relativen schriftstellerischen Unproduktivität. Als Schriftsteller könne man auf gute Gedanken und deren Vermittlung in guten Schriften stolz sein – dieser Möglichkeit sah Garve sich damals vollends beraubt.<sup>371</sup> Neben einigen Übersetzungen hat Garve in den 1770er Jahren kaum publiziert. Eine Ausnahme bildeten bei aller Enthaltbarkeit im Schreiben seine verschiedenen Brieffreundschaften, insbesondere seine Briefwechsel mit seinen besten Leipziger Freunden Weiße und Zollikofer. In diesen Korrespondenzen finden sich weiterhin Aussagen über seine Schreiberfahrungen, die die bisher angeführten Selbstaussagen im Tenor fortschreiben:

»Ich concipire meine Gedanken flüchtig, aber wenn ich für das Publicum dieselben ausarbeiten will: so gerathe ich gleich in einer Art Bangigkeit und Mißtrauen, die große Langsamkeit hervorbringen; und so ist endlich Zeit und Arbeit des Werks nicht werth, das dadurch zustande kommt. So würde ich denken, auch wenn ich völlig gesund wäre. Aber jetzt, da ich so wenig lese, wenig schreibe, geschwind meine Gedanken wieder vergesse; jetzt würde ich mich schlechter als jemahls, zu einem Journalisten schicken.«<sup>372</sup>

»[A]ber wenn ich für das Publicum dieselben [Gedanken] ausarbeiten will« – so intoniert das zuletzt angeführte Zitat und betont damit Garves Ziel als Autor: das Schreiben fürs Publikum. Mit dieser Aussage möchte ich hier vom Genie- und Hypochondriediskurs wegleitend auf einen weiteren Aspekt von Garves Selbstwahrnehmung wechseln, der den Konflikt zwischen Selbstmißtrauen und Selbstvertrauen bzw. Selbstbewusstsein in die Perspektive rückt. Aus dieser Positionierung seines Autorensens gegenüber der Leserschaft als

<sup>370</sup> Brief Garves an Weiße, 4.2.1774 (wie Anm. 8).

<sup>371</sup> Brief Garves an Zollikofer, 1.6.1774 (wie Anm. 28).

<sup>372</sup> Garve an Weiße, 21.1.1775 (wie Anm. 8); fast gleichlautende Aussage auch formuliert in dem Brief Garve an Zollikofer, 1.6.1774 (wie Anm. 28). Der Leipziger Ernesti gilt als der Gründer der Popularphilosophie, insofern er die wesentlichen Paradigmen ausformulierte, vgl. oben das Zitat, Anm. 66.

einer spezifischen Öffentlichkeit erwachsen Garves Ängste und Wünsche als Schriftsteller.

An einem klassischen Diskursort, um sein Selbstverständnis als Autor sowie sein Verhältnis zum Publikum zu definieren, nämlich in einem Vorwort zu seinen Schriften, formulierte Garve diese Position näher. Es ist eine Definition des Schriftstellers als eines öffentlichen Menschen bzw. als eines sich der öffentlichen Wahrnehmung Präsentierenden: »[A]ls Schriftsteller ist man ein Acteur, der auf einen Schauplatz tritt.«<sup>373</sup> Die Performanz in der Rolle wird gesehen, beobachtet, beurteilt – ob als Schauspieler oder als Autor. Daraus resultieren Eitelkeit und Ehrgeiz, zwei Emotionen, die etwa beim Denken und Schreiben als Selbstzweck nach Garves Meinung nicht begehen:

»Geräuschlos, ruhig, von keinem Reitze der Sinne, von keinen Leidenschaften gestört, selbst von der Eitelkeit unversucht, die sich so leicht in alle Geistesübungen einmischt, sitzt der Mann, der nicht als Autor fürs Publicum, sondern als wißbegieriger Mensch zu seiner eignen Belehrung seine Gedanken niederschreibt, als seinem Pulte. [...] ist er doch, in Absicht des Erfolgs seiner Arbeit, unbekümmert, und von allen Rücksichten des Ehrgeitzes und des Eigennutzes [...] auf das weiteste entfernt.«<sup>374</sup>

In der weiteren Ausführung dieser Darlegung beschrieb Garve dagegen Zwänge, die auf einen publizierenden Schriftsteller wirken: Der »Schriftsteller, welcher auf das Publicum und die Kunstrichter hinaussieht, denen er seine schriftlich entwickelten Gedanken vorlegen will, genießt der vollen Geistesfreyheit ebenso wenig, als wenn er Zuhörer um sich versammelt hätte.« Der Autor werde »in dem, was er schreibt, durch die Urtheile, welche er v o r a u s s i e h t« bestimmt, kurzum er rechne auf »W i r k u n g«,<sup>375</sup> es »schleicht sich mehr oder weniger bey ihm die Eitelkeit ein, gut zu schreiben.«<sup>376</sup> Diese Bemerkungen zu den problematischen Seiten der Publikumsorientierung als Schreiberfahrung aus einer von Garves letzten Publikationen finden eine Korrespondenz schon in seinen frühesten Schriften:

»Die Werke, die man für das Publikum schon bestimmt, indem man sie verfertigt, sind

<sup>373</sup> *Christian Garve*: Ueber den Stolz. In: Ders., Gesammelte Werke (wie Anm. 1), Bd. 3, S.431.

<sup>374</sup> Vgl. *Christian Garve*: Ueber Gesellschaft und Einsamkeit. In: Ders., Gesammelte Werke, Bd.2/1, S.164.

<sup>375</sup> Ebd., S.169.

<sup>376</sup> Ebd., S.177.



gemeinlich unter dem, was man für sich selbst oder für solche Freunde macht, von deren Beyfall und Achtung man sich schon versichert fühlt. Der Wunsch, etwas Gutes hervorzu- bringen, die Begierde nach den Vortheilen, die uns unser Werk, wenn es gelingt, zuwege bringen soll, die Achtsamkeit endlich auf unser eigenes Bemühen, es zu Stande zu bringen, alles dieß ist eine Art der Zerstreung, durch welche diejenige Kraft, die ganz auf den Gegenstand vereinigt seyn sollte, auf sich selbst zurückgekehrt und durch Unruhe und Hoffnung verzehrt wird.«<sup>377</sup>

Gehörte, wie oben ausgeführt, zu den rationalen Motiven seiner Schriftstel- lerei der dem Publikum zu stiftende Nutzen in Sinne des Selbstdenkens, waren die Antriebe des eigenen Schreibens für Garve nicht ohne diese emo- tionalen Momente denkbar. So beschrieb er Ehrgeiz und Ruhmbegierde als Karrieremuster der Schriftsteller überhaupt<sup>378</sup>, aber nicht zuletzt auch seiner selbst:

»Der Wunsch in der Gesellschaft zu gefallen, und von derselben gesucht zu werden ist, zu allen Zeiten, weit stärker bey mir gewesen, als die Begierde nach litterarischem Ruhme. Wenn mir dieser letztre ein wünschenwerthes Gut schien: so war es nur deßwegen, weil ich glaubte, daß er mir den Weg zu jenen Vortheilen bahnen würde. Mein Ehrgeiz lernte bald noch feinere Unterschiede machen.«<sup>379</sup>

Garve hatte – in einem oben angeführten Zitat aus seiner Spätzeit – konsta- tiert, dass er kein originärer oder spekulativer Geist sei, und zudem mit Bezug auf seine Schreiberfahrungen auch schon in seiner Frühzeit als Au- tor, dass er kein mit Leichtigkeit aus sich selbst schöpfendes Genie – im Sinne des Geniediskurses seiner Zeit – war. Und mit Blick auf die hier in einer seinen letzten Schriften artikulierte Emotion des Ehrgeizes, in den Augen anderer zu bestehen, hatte er bereits in einer seiner allerersten Schrif- ten Folgendes geschrieben. Die »gute[n] Köpfe«, d. h. die Genies, kennzeichne, so seine Ausführung von 1767, gerade nicht der Ehrgeiz und die Eitelkeit:

»Die Eitelkeit hat bei ihnen weniger Einfluß, und die Erwartung des Lobes ist bey ihnen ein schwacher oder überflüssiger Bewegungsgrund [...]. Ein guter Schriftsteller und ein wirklicher Gelehrter wird schon durch das Vergnügen, das er genießt, indem er schreibt

<sup>377</sup> Garve, *Verschiedenheiten* (wie Anm. 93), S. 94 f.

<sup>378</sup> Garve, *Ueber den Stolz* (wie Anm. 103) S.430 ff.

<sup>379</sup> *Christian Garve*. Vorrede. In: Ders., *Gesammelte Werke* (wie Anm. 1), Band 1, S. III-XX, hier S. VII.

oder lehrtet, hinlänglich belohnt, ohne erst die Hoffnung zu Hülfe zu nehmen, daß es andre wissen werden.« Und: »Wer also nicht mit einer gewissen Leidenschaft an seine Arbeit geht; nicht aus Vergnügen über seine eigne Beschäftigung bey derselben aushält, ohne alles Interesse des Eigennutzes oder des Ehrgeizes; wer bey seiner Wissenschaft oder bey seinem Werke einen andern Bewegungsgrund, als das Angenehme des Gegenstandes selbst, und das Vergnügen seine Kraft auszuüben, bedarf, der ist ohne Genie.«<sup>380</sup>

Bei allen angeführten und für sein Eigenverständnis verschiedene Argumente einführenden Selbstthematisierungen Garves, so kann hier festgehalten werden, bleibt innerhalb seiner skeptischen bis negativen Aussagen über seine schriftstellerischen Erfahrungen doch ein Motiv kontinuierlich erhalten: Noch 1790 formulierte er neben seinem sich bereits verstärkenden Augenkrebsleiden und einer »öftere[n] Schwäche«, dass ihm die »litterarischen Arbeiten schwer« würden, »durch eine gewisse Furchtsamkeit, die immer mein Antheil war, und jetzt im Alter wieder in größerem Maße zurückkehrt; eben, weil ich mich schwächer fühle, nichts hervorbringe, womit ich zufrieden wäre, und sehr wenig Aufmunterungen von außen genieße.«<sup>381</sup>

### *Resümee*

In meinen Ausführungen stand der Popularphilosoph Christian Garve in seinem Schriftstellersein im Zentrum der Analyse. Für diese Analyse habe ich einen auf die subjektive Wahrnehmung und das individuelle Handeln ausgerichteten, erfahrungsgeschichtlichen Zugang gewählt. Auf dieser Basis entstand zunächst eine auf diesen Autor bezogene ›Kulturgeschichte des aufklärerischen Autorensseins‹ und seiner ökonomischen Spielräume gegenüber den Verlegern.

Zudem entwickelte sich aus den verschiedenen Aussagen und Argumenten Christian Garves über die Ziele, die Methoden und die Verantwortung eines aufklärerischen Schriftstellers auch sein eigenes Selbstbild als Autor bzw. die Folie für dieses Selbstbild. Dieses Selbstbild und vor allem Garves Ziel eines »popularen«, also eines klaren, deutlichen und allgemeinverständlichen Schreibens ist stark geprägt von den kulturellen Strömungen und Leitlinien seiner Lebenszeit, insbesondere aber den Diskursen um 1770

<sup>380</sup> Garve, Ueber die Fähigkeiten (wie Anm. 64), S.79

<sup>381</sup> Garve an Weiße 5.11.1790 (wie Anm. 8).

herum. Im Zuge der schriftstellerischen Entwicklung Garves, so zeigte sich, hat sich sein Selbstverständnis als aufklärerischer Autor und als jemand, der aktiv am Prozess der Aufklärung beteiligt ist, einem gewissen Wandel unterzogen. Dieser Wandel zu einer resignativen Auffassung über seine Wirksamkeit oder sein Gewicht als Autor ist aber keine grundlegende Wendung, denn das Ideal des diskursiven Philosophierens bleibt erhalten. Zuletzt trat die subjektive Perspektive eines um sein Schreiben bemühten, aber auch ehrgeizigen Menschen plastisch aus seinen Selbstäußerungen hervor.

Die Rekonstruktion der subjektiven Handlungs- und Denkwelten Christian Garves hat sich dabei als relevant für die hermeneutische Annäherung an sein Selbstverständnis gezeigt. In Hinsicht auf sein Schreiben ist daher auch für künftige Forschungen die Analyse vom ›Ort des Autors‹ und vom ›Ort der Aussage‹ als Thematisierung des subjektiven Blickwinkels und als Hinweis auf die Adressaten bzw. den ›adressierten‹ Diskurs wichtig.

Dr. Leonie Koch-Schwarzer

c/o Institut für Volkskunde

Universität Hamburg

Bogenallee 11

20144 Hamburg

E-Mail: [leonie.koch-schwarzer@otto.de](mailto:leonie.koch-schwarzer@otto.de)